

MÜNCHNER BEITRÄGE ZUR JÜDISCHEN GESCHICHTE UND KULTUR

Lehrstuhl für Jüdische Geschichte
und Kultur an der
Ludwig-Maximilians-Universität München

MÜNCHNER PORTRÄTS:
DREI JÜDISCHE BIOGRAPHIEN

Beiträge von
Christian Ude zu Kurt Eisner,
Hans-Jochen Vogel zu Lion Feuchtwanger,
Rachel Salamander zu Gerty Spies

Heft 1·2008



Dieses Heft wurde gefördert von der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern

Herausgeber: Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur, Michael Brenner.

Beirat: Martin Baumeister, München – Menahem Ben-Sasson, Jerusalem – Richard I. Cohen, Jerusalem – John M. Efron, Berkeley – Jens Malte Fischer, München – Hans-Georg von Mutius, München – Ada Rapoport-Albert, London – Martin Schulze Wessel, München – Avinoam Shalem, München – Wolfram Siemann, München – Yfaat Weiss, Haifa – Stephen J. Whitfield, Brandeis.

Redaktion: Hiltrud Häntzschel, Andrea Pfeufer, Andrea Sinn, Mirjam Triendl-Zadoff, Ernst-Peter Wieckenberg (verantwortlich).

Anschrift: Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München, Historisches Seminar, Geschwister-Scholl-Platz 1, 80539 München

e-mail: juedische.geschichte@lrz.uni-muenchen.de

Erscheinungsweise: Jährlich zwei Hefte.

Bezugsbedingungen: Die Zeitschrift wird gegen eine Schutzgebühr von 7,50 € je Einzelheft, von 14 € im Jahresabonnement (außerhalb Deutschlands zzgl. Porto) abgegeben. Bestellungen werden an die Abteilung erbeten.

Manuskripte: Die Redaktion haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte. Das Formblatt für die Zeitschrift steht als pdf-Datei auf der homepage des Lehrstuhls unter dem Stichwort „Zeitschrift“ zum Kopieren bereit.

© Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Producing und Gestaltung: mazzetti&mazzetti GmbH, München
Satz: Sandra Dohrenkamp, Aulendorf
Druck und Bindung: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten
Umschlaggestaltung: Peter Mazzetti
Das Signet ist der Buchstabe Lamed aus der Schrift *Frank-Rühl-Hebräisch* von Rafael Frank (1908). Mit diesem Buchstaben beginnt das hebräische Wort *Limud*, das „Lehre“ und „Lernen“ bedeutet.

ISSN 1864–385X

INHALT

Michael Brenner Einleitung Seite 5

ESSAYS

Christian Ude Leben und Nachleben
des bayerischen Ministerpräsidenten Kurt Eisner Seite 9

Edgar Feuchtwanger Mein Onkel Lion Seite 30

Hans-Jochen Vogel Vom Erfolg ins Exil:
Lion Feuchtwanger und München Seite 34

Rachel Salamander „Es hat etwas Versöhnendes“ –
Das Schreiben der Gerty Spies Seite 49

AUS DEM ARCHIV

Monika Ruth Franz Juden als Kläger vor dem Reichs-
kammergericht Seite 73

EXKURSIONSBERICHT

Lida Barner Von München nach Jerusalem.
Eine Exkursion des Lehrstuhls im November 2007... Seite 75

NACHRICHTEN UND TERMINE

Neues von Mitarbeitern und Absolventen Seite 79

Veranstaltungen Seite 80

Neues vom Freundeskreis des Lehrstuhls Seite 83

Die Autoren Seite 85

Michael Brenner

Einleitung

Im Jahre 2007 beging der Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur sein zehnjähriges Bestehen. Aus diesem Anlass fand eine Vortragsreihe statt, die auch im Fernsehen von Bayern Alpha ausgestrahlt wurde. Bei der Konzeption dieser kleinen Reihe ging es uns einmal nicht darum, Fachkollegen aus dem engeren Kreis einzuladen. Vielmehr baten wir drei Persönlichkeiten des politischen und kulturellen Lebens der Stadt, jeweils ein deutsch-jüdisches Porträt zu skizzieren. Alle drei Porträtierten haben in München gewirkt – doch zu keinem von ihnen hatte die Stadt ein ungebrochenes Verhältnis: Kurt Eisner wurde hier ermordet, Lion Feuchtwanger ins Exil getrieben, Gerty Spies ins Konzentrationslager Theresienstadt deportiert. Alle drei Biographien sind ein Teil Münchner und ebenso ein Teil der jüdischen Geschichte.

Das gleiche lässt sich über die drei Redner sagen. Glücklicherweise darf sich eine Stadt, an deren Spitze ein Mann steht, den man keineswegs in der Eigenschaft als politischer Würdenträger zu einem höflichen Grußwort bittet, sondern den man als begeisternden und historisch versierten Redner zum Vortrag selbst einladen kann. Wie Kurt Eisner, der erste Ministerpräsident des Freistaats Bayern, trat auch Christian Ude als sozialdemokratisch engagierter Journalist in Erscheinung, war Redakteur bei der „Süddeutschen Zeitung“ und Pressesprecher der Münchner SPD. Seit 1993 ist er Oberbürgermeister der Stadt München, seit 2005 Präsident des Deutschen Städtetages. Er hat sich entscheidend für den Bau des Jüdischen Zentrums am St. Jakobsplatz engagiert und sich immer in aller Offenheit mit der historischen Rolle Münchens als „Hauptstadt der Bewegung“ auseinandergesetzt.

Kein anderer hat so frühzeitig und so treffend den Aufstieg zur „Hauptstadt der Bewegung“ nachgezeichnet wie Lion Feuchtwanger in seinem Roman „Erfolg“. Später tat sich die Stadt nicht immer leicht in ihrem Umgang mit den Menschen, die sie einst vertrieben hatte. Während der politischen Auseinandersetzungen um die Vergabe des Literaturpreises der Stadt München an Lion Feuchtwanger im Jahre 1957 war Dr. Hans-Jochen Vogel in der Bayerischen Staatskanzlei tätig. Als junger

Oberbürgermeister, der in den sechziger Jahren dafür sorgte, dass München sich mit seiner jüngsten Vergangenheit auseinandersetzte, stand er in Kontakt mit der Witwe Lion Feuchtwangers. Hans-Jochen Vogel brachte nicht nur die Olympischen Spiele nach München und transformierte die Stadt zu einem zukunftssträchtigen „Millionendorf“, sondern vergaß beim Blick nach vorne niemals, das Gestern kritisch zu beleuchten. Auch während seiner Zeit als Bundesminister, als Regierender Bürgermeister von Berlin, als SPD-Partei- und Fraktionsvorsitzender hat er hierbei immer eine klare Linie behalten. Als Mitbegründer und langjähriger Vorsitzender des Vereins „Gegen Vergessen – für Demokratie“ hat er diese Verbindung von zukunftsorientiertem Engagement und Vergangenheitsbewusstsein in den letzten beiden Jahrzehnten in Deutschland entscheidend geprägt. Seit Gründung des Lehrstuhls ist er dessen Förderer und gehört dem Kuratorium seines Freundeskreises an.

Die promovierte Germanistin Rachel Salamander führt seit 1982 die auf Literatur zum Judentum spezialisierte Literaturhandlung in München und Berlin. Sie ist nach dem Krieg im DP-Lager Deggendorf geboren. Mit ihren Programmen zur jüdischen Kultur hat sie über 25 Jahre immer wieder darauf hingewirkt, dass das literarische Werk jüdischer Schriftsteller, darunter auch das von Gerty Spies, im Kanon der deutschen Literatur lebendig bleibt. Die Herausgeberin der „Literarischen Welt“ hat die Literaturszene Münchens und Deutschlands in den vergangenen zweieinhalb Jahrzehnten entscheidend mitgestaltet. 1999 erhielt sie den Kulturellen Ehrenpreis der Stadt München. Auch mit Rachel Salamander verbindet den Lehrstuhl eine enge Zusammenarbeit, die weit über ihre Mitgliedschaft im Kuratorium des Freundeskreises hinausreicht. Genannt sei hier nur eine über mehrere Jahre hinweg erfolgreich durchgeführte gemeinsame Veranstaltungsreihe, in der Neuerscheinungen zur jüdischen Geschichte und Kultur in der Literaturhandlung vorgestellt und lebhaft diskutiert wurden. Dieser „Jüdische Bücherschrank“ trug zu einem lebendigen Austausch zwischen dem akademischen Studium jüdischer Geschichte und einer breiteren Münchner Öffentlichkeit bei.

Es freut mich besonders, dass wir zu jedem der Vorträge auch eine kurze Einführung von Personen hören konnten, die eng mit den Rednern oder den Protagonisten ihrer Studien verbunden sind. Charlotte Knobloch, Präsidentin der Israelitischen

Kultusgemeinde München und Oberbayern sowie des Zentralrats der Juden in Deutschland, wies in der Eröffnungsveranstaltung zu unserer Vortragsreihe zurecht darauf hin, wie eng Stadt und Kultusgemeinde beim Bau des Gemeindezentrums zusammengewirkt haben. Frau Knobloch, die ebenfalls dem Kuratorium unseres Freundeskreises angehört, hat sich seit Gründung des Lehrstuhls für dessen Belange eingesetzt und maßgeblich bewirkt, dass die Kultusgemeinde einen Jahresvortrag und dessen Veröffentlichung – so auch das vorliegende Heft – fördert. Prof. Edgar Feuchtwanger ist nicht nur ein Neffe Lion Feuchtwangers, sondern wurde nach seiner Vertreibung aus München und Deutschland selbst ein wichtiger Historiker in England. Er verbindet in seinem umfangreichen Œuvre deutsche und britische Geschichte. Ob in seinen Büchern über Königin Victoria, Gladstone und Disraeli oder in den Werken über Bismarck und Preußen – überall erweist er sich als einer der besten Kenner europäischer Geschichte des 19. Jahrhunderts und auch als brillanter Schriftsteller.

Schließlich konnten wir Hildegard Hamm-Brücher dafür gewinnen, in den Vortrag von Rachel Salamander einzuführen. Sie wuchs in Berlin-Dahlem und Dresden auf. Das Internat in Salem musste sie verlassen, da ihre Großmütter Jüdin war. Nach dem Abitur 1939 studierte sie in München Chemie – und wurde wie Rachel Salamander an der LMU promoviert, übrigens kurz vor Rachel Salamanders Geburt. Bereits 1948 gehörte sie dem Münchner Stadtrat an, zwei Jahre später wurde sie in den Bayerischen Landtag gewählt, von 1976 bis 1990 war sie Mitglied des Deutschen Bundestags und unter Hans-Dietrich Genscher Staatsministerin im Auswärtigen Dienst. Den Mund hat sie sich nie verbieten lassen, ihre Meinung blieb stets unbestechlich – zuletzt kam dies in ihrem Parteiaustritt aus der FDP im Jahre 2002 zum Ausdruck, als Reaktion gegen den Kurs, den die Partei unter dem Einfluss Jürgen Möllemanns genommen hatte. Von den Auszeichnungen der ersten Münchner Ehrenbürgerin will ich nur eine nennen: 2005 erhielt sie den von der Jüdischen Gemeinde Berlin verliehenen Heinz-Galinski-Preis.

Diese Ausgabe der Münchner Beiträge ist somit eine wirkliche Münchner Nummer geworden. Menschen, die das Leben der Stadt entscheidend mitprägten und nachzeichneten, werden hier von heutigen Münchner Persönlichkeiten gewürdigt. Diese Ausgabe soll auch aufzeigen, dass der Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur seine vordringlichste Aufgabe zwar im-

mer im akademischen Bereich sieht, aber sich nicht in den Elfenbeinturm universitärer Arbeit zurückzieht. Der Dialog mit der Münchner Öffentlichkeit wird bewusst gesucht, und wie der Besuch der Vorträge in der Großen Aula und im Audimax zeigte, auch angenommen. Nach dem gemeinsam vom Lehrstuhl und dem Stadtarchiv München bearbeiteten Band „Jüdisches München“ wird mit dem vorliegenden Heft ein weiteres Stück Münchner jüdische Geschichte neu beleuchtet.

Die Vortragsreihe „Münchner Porträts“ wurde gefördert von:
Ludwig-Maximilians-Universität München – Landeshauptstadt München
Kulturreferat – Freundeskreis des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur an der LMU – Israelitische Kultusgemeinde München und Oberbayern – Landeszentrale für Politische Bildungsarbeit in Bayern – Bayern Alpha – Gegen Vergessen - Für Demokratie e.V.

Christian Ude

Leben und Nachleben des bayerischen Ministerpräsidenten Kurt Eisner

Meine sehr geehrten Damen und Herren,
auch wenn ich es als Geschichtsstudent tatsächlich bis zum Proseminar über den Frankfurter Fürstentag gebracht habe, werden Sie nicht wissenschaftliche Gehversuche eines Spätberufenen erwarten, sondern – hoffentlich jedenfalls – eher eine politische Auseinandersetzung mit dem Werdegang der Persönlichkeit und den Lehren Kurt Eisners, und vor allem eine Auseinandersetzung mit seiner Wirkungsgeschichte, die für Bayerns Justiz, aber auch für Bayerns Politik wahrlich kein Ruhmesblatt ist.

Erlauben Sie mir, dass ich mich dem sperrigen Thema auf vier Schleichwegen nähere, um deutlich zu machen, wie schwer sich dieses Land mit seinem ersten Ministerpräsidenten und mit seiner Demokratiegeschichte tut.

Erste Annäherung:

Wo ist Bayern am allerbayerischsten und gemütlichsten? Wohl „Auf der Tuften“¹ von Ludwig Thoma, einem Schriftsteller, dem selbst linke Autoren bescheinigt haben, dass er das Wesen des Bayerischen erfasst hat wie kein anderer. Manche assoziieren mit Ludwig Thoma in erster Linie aufsässige Schriften im „Simplicissimus“. Er wurde sogar ins Gefängnis gesteckt wegen seiner Aufmüpfigkeit, auch wenn es sich da nicht um Majestätsbeleidigung handelte, sondern um Verächtlichmachung der Sittlichkeitsvereine.

Er gilt als Repräsentant des kritischen Geistes: monarchiekritisch, kirchenkritisch, aufmüpfig. Auf der Tuften, dort, wo er sich für seine Gefühlswelt eingerichtet hat, finden wir aber ein Bild im Treppenhaus, das eine ganz andere Sprache spricht. Es ist eine Darstellung, die die Frauenkirche als stolze Festung zeigt, als Bollwerk des wahren Glaubens und der christlich-abendländischen Tradition, umspült von agitatorisch abwer-

¹ „Auf der Tuften“ heißt das Anwesen auf dem Prominentenhügel bei Rottach-Egern, das Ludwig Thoma 1908 bezog.

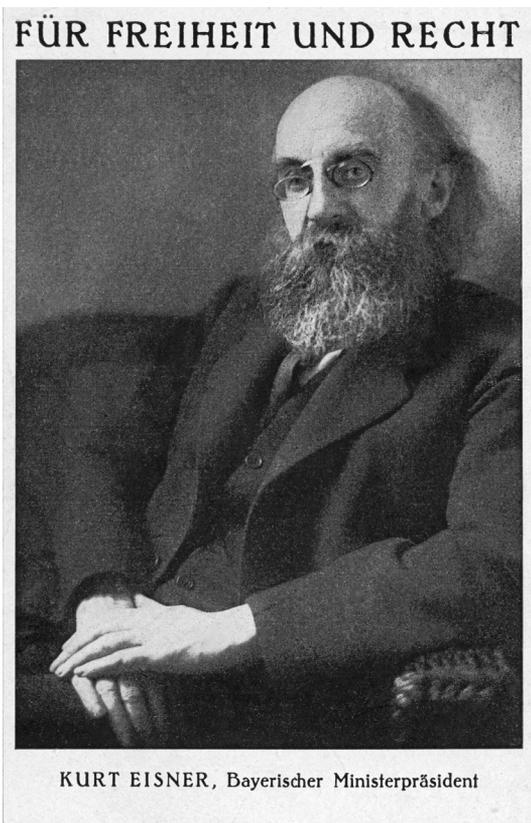
tend dargestellten revolutionären Unruhen. In der Tat war das die Gefühlslage von Ludwig Thoma nach 1918/19. Er hat die Revolutionäre, er hat die Persönlichkeiten, die für die Abschaffung der Monarchie standen und für die Verkündung des allgemeinen Wahlrechts, von Herzen verachtet und verabscheut. Er hat sich als Leitartikler des „Miesbacher Anzeigers“ zu antidemokratischen, antiparlamentarischen und antisemitischen Hetztiraden hinreißen lassen, die wir überhaupt nicht mit dem Bild des aufmüppigen oder gemütlichen bayerischen Autors vereinbaren können.

Offensichtlich ist die Revolution, sind die Revolutionäre, sind die Aufständischen dieser Zeit nicht Bestandteil der bayerischen Gefühlswelt, ganz im Gegenteil, sie sind als Fremdkörper ausgestoßen worden.

Zweite Annäherung:

Ein Gespräch mit dem Sozialreferenten der Stadt München, Hans Stütze. Man hat ihn in vielen liebevollen Schilderungen einen Herz-Jesu-Marxisten genannt. Mit Marxismus hatte er nun überhaupt nichts am Hut, aber er war sozialpolitisch engagiert und vor seiner Berufung zum Referenten Fraktionsvorsitzender der Münchner Sozialdemokraten im Münchner Rathaus gewesen. Als man ihn nach seiner schwierigsten Situation oder Lebensphase befragte, sagte er, das sei gewesen,

nachdem er der Benennung einer Straße in Neuperlach nach Kurt Eisner zugestimmt habe. Er habe diese Straßenbenennung nach kurzen Recherchen für richtig und angemessen befunden – man solle nie immer nur Leute aus dem eigenen Spektrum ehren –, aber was ihm dann an Hass, an Vorwurf, an Verleumdung entgegengeschlagen sei, das habe ihn schier überwältigt. Er habe gelernt, dass die Wunden von 1918/19 auch viele Jahr-



1 Kurt Eisner, Oktober/November 1918. Postkarte (Photo Germaine Krull)

zehnte später noch nicht im Geringsten verheilt seien. Ich habe dann selber aus Anlass der Diskussion über ein Eisner-Denkmal in den 1980er Jahren gelernt, welche geballte Ladung an historischer Unwissenheit und historischer Verdrehung immer noch in Umlauf ist:

Der Antrag lautete, ein Denkmal für Kurt Eisner zu errichten. Dass dieser abgelehnt wurde, ist das eine, aber mit welchen Argumenten er abgelehnt wurde, das lässt schon aufhorchen und macht auch die politische Dimension, ja die Sprengkraft des Themas „Kurt Eisner“ deutlich. Im Bezirksausschuss argumentierte die CSU, Eisner sei verantwortlich für Hunderte von Toten im Mai 1919. Daran ist bemerkenswert, dass Kurt Eisner bekanntlich im Februar 1919 ermordet worden ist und dass es sich bei den Hunderten von Toten mit Ausnahme der zehn Opfer des schrecklichen Geiselmordes im Luitpold-Gymnasium ausnahmslos um Opfer des sogenannten weißen Terrors handelte, also der Kräfte, die vom Oberland hinzugezogen worden waren, um die Roten aus der Stadt zu jagen. Solcherart konnten die Rollen von Tätern und Opfern vertauscht werden. Im Rathaus sagte der Fraktionsvorsitzende derselben Partei, Kurt Eisner habe die Gewalt verherrlicht, was wir uns nachher noch einmal durch den Kopf gehen lassen müssen, wenn wir seine Originalzitate – sogar im Revolutionsaufruf – selber hören.

Ein Landtagsabgeordneter sagte im Landesparlament, der Herr heiße in Wahrheit Salomon Kosmanowsky – eine freie Erfindung der nationalsozialistischen Propaganda, um ihn gewissermaßen auszubürgern und zum galizischen Juden zu erklären, während er in Wahrheit Sprössling einer jüdischen Berliner Kaufmannsfamilie war und wie jeder Fabrikantensohn – auch wenn es der Fabrik nicht dauerhaft gut ging – in gutbürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen ist. Nein, er sollte Kosmanowsky geheißen haben, ein Mitstreiter Eugen Levinés gewesen sein, den er in Wahrheit nie gesehen hat, weil er erst nach Eisners Ermordung nach München kam, und er soll Lenin im April 1919 ein Telegramm geschickt haben, also wohlgermerkt zwei Monate nach seinem Tod. Das zeigt, welche Fülle von Vorhaltungen, Vorwürfen, Anschuldigungen sich bis in die 1980er Jahre hinein gehalten haben. Auch wenn Irrtümer in der wissenschaftlichen Literatur längst ausgeräumt sind, so wirken sie doch bei der Bewertung der Person in der öffentlichen politischen Debatte nach, wie wir noch sehen werden.

Dritte Annäherung (um deutlich zu machen, wie Eisner sich auch innerhalb der demokratischen Linken schwergetan hat):

Als ich 1970 das Vorhaben ankündigte, die sozialdemokratische Zeitung „Münchner Post“ wiederzugründen, eine in der Weimarer Zeit immerhin beachtliche Tageszeitung – wenigstens einmal im Monat sollte sie erscheinen –, da sprach mich ein Flohmarkthändler an, er könne mir da eine ganz tolle Leihgabe machen, und zwar die „Münchner Post“ vom 8. November 1918. Das Angebot hat mich sofort elektrisiert, und ich habe den Händler nicht mehr aus den Augen gelassen, aber es kam ganz anders, als ich erwartet hatte. Natürlich dachte ich, dass die „Münchner Post“ vom 8. November, also einen Tag nach der Revolution in Bayern, den Revolutionsaufruf mit großen Lettern verkündet hätte. Nein, es ist ganz anders und macht die Situation der Sozialdemokratie und ihres schwierigen Umgangs mit dem Thema Kurt Eisner deutlich: Groß und dick prangt dort ein Aufruf der Sozialdemokratischen Partei München, gezeichnet Erhard Auer, Vorsitzender, und da heißt es: „Die gestrige Kundgebung hat sich ohne unser Zutun zu einem politischen Willensakt gesteigert, mit dem alle Teile der Bevölkerung rechnen müssen.“ Der Aufruf schließt mit den Worten: „Und nicht vergessen: Geschlossenheit und Einfluss der organisierten Arbeiterschaft hängen einzig und allein von der Übereinstimmung aller Genossen mit ihren Vertrauensmännern ab. Nichts getan ohne Parole der Parteileitung.“ Das ist der fette Text, und ganz klein am rechten Rand unter „Vermischtes“ finden wir einen einspaltigen Aufruf des Rates der Arbeiter, Soldaten und Bauern, dort stehen so bedeutsame Sätze wie: „Ein provisorischer Arbeiter-, Soldaten- und Bauernrat hat sich in der Nacht zum 8. November im Landtag konstituiert. Bayern ist fortan ein Freistaat.“

Und weiter steht hier, dass eine konstituierende Nationalversammlung einberufen werden soll, „zu der alle mündigen Männer und Frauen das Wahlrecht haben“. Das war die Einführung des Wahlrechts für Frauen – eine Meldung am Rande.

Über das Wesen der Eisnerschen Revolution erfahren wir hier auch sehr viel. Beispielsweise heißt es, und zwar wörtlich: „Die Sicherheit der Person und des Eigentums wird verbürgt.“ An anderer Stelle zum Thema Gewalt: „In dieser Zeit des sinnlos wilden Mordens verabscheuen wir alles Blutvergießen. Jedes Menschenleben soll heilig sein! . . . Der Bruderkrieg der Sozialisten ist für Bayern beendet. Es lebe die bayerische

Republik! Es lebe der Frieden!“ Das ist der Aufruf, der Eigentum verbürgt und jedes Menschenleben für heilig erklärt. Ich denke, dass das ein ganz besonderes revolutionäres Dokument ist, das auch in der europäischen Revolutionsgeschichte mit dem Respekt vor dem Menschenleben und den Rechten der Anderen seinesgleichen sucht.

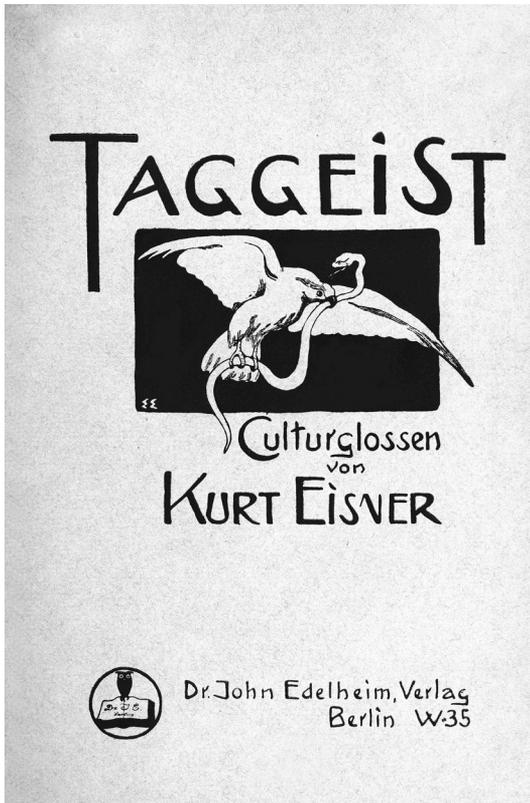
Auf diesem Blatt ist im Grunde genommen die ganze Tragik abzulesen: Die Mehrheitssozialdemokratie wollte mit Eisners Revolution und auch mit ihm nichts zu tun haben. Er konnte sich nur auf den Arbeiter-, Soldaten- und Bauernrat stützen, und er hatte ein Programm, das auch marxistische Revolutionslehrer nicht übernehmen wollten, das Kommunisten viel zu humanistisch-naiv erschien, so dass er auch auf der Linken keine Tradition bilden konnte. Für die Mehrheitssozialdemokratie war er der gefallene Sohn, für die Kommunisten der naive Träumer, der nichts von der Machtfrage in der Revolution verstanden hat.

Eisner ist niemals von der Sozialdemokratie insgesamt als eigener Repräsentant anerkannt worden, auch im Nachhinein nicht. Die Spaltung, die vordergründig nur eine zwischen MSPD und USPD war, ging auch in den folgenden Jahrzehnten weiter.

Wir sehen also, dass das Thema Kurt Eisner und seine Wirkungsgeschichte fast das ganze 20. Jahrhundert fortgedauert hat und mit extrem gegensätzlichen Bewertungen verbunden ist.

Vierte Annäherung:

Ich will nun versuchen, die Biographie deutlich zu machen und einige Aspekte dabei herauszustellen. Kurt Eisner ist am 14. Mai 1867 in Berlin geboren – kein galizischer Jude – als Sohn deutsch-jüdischer Eltern. Der Vater betrieb eine Militäreffektenfabrik. Er brachte es damit sogar zum stattlichen Titel eines Hoflieferanten am kaiserlichen Hof. Die Mutter stammte aus einer jüdischen Kaufmannsfamilie. Der Sohn wurde aber nicht auf die jüdische Schule geschickt, die es durchaus gegeben hätte, sondern auf das Askanische Gymnasium, das war 1875. Bereits hier stellt sich die Frage: Wie weitgehend war Kurt Eisner vom Judentum beeinflusst, inwieweit hat er sich selber als Jude verstanden? Die Quellenlage könnte nicht verwirrender sein. Es ist wirklich amüsant zu lesen, dass drei Fragen die Forscher beschäftigen: 1. Warum wurde er nie Mitglied der Israelitischen Kultusgemeinde? 2. Warum ist er aus der Israelitischen Kultusgemeinde ausgetreten? Und 3. warum



2 Umschlag des
1901 erschienenen
Essay-Bandes

in dieser aufgeklärten Berliner Großstadtsituation ganz offensichtlich nicht von zentraler Bedeutung. Er hat sich niemals von seinem Judentum distanziert, und er hat sich ganz offensichtlich durch einige Prägungen selber als dazugehörig definiert. In der Literatur wird als solches Merkmal die Außenseitererfahrung genannt, die er wohl als Jude am Askanischen Gymnasium gemacht hat. Es waren zwar an der Schule insgesamt etwa zehn Prozent der Schüler jüdischen Glaubens, in der Abiturklasse aber war er der einzige. Zeitzeugen berichten, dass die jüdischen Schüler schon damals gehänselt worden sind und von vielen Aktivitäten ausgeschlossen waren. An den Hochschulen war die Zurücksetzung dann unter dem Einfluss deutschnationaler Professoren noch weit schlimmer.

Ein weiteres Indiz wird darin gesehen, dass für Kurt Eisner der Gedanke der Solidarität mit Minderheiten von zentraler Bedeutung gewesen sei, weil er um die Minderheitenrolle aus der eigenen Geschichte als jüdisches Kind wusste. Weiter geht

ist er aus der Israelitischen Kultusgemeinde nicht ausgetreten? Wahrscheinlich haben sich alle drei Historiker damit habitieren können. Aber kurios ist es schon, dass darüber munter drauflos spekuliert wird, was uns die Quellen alles über das Wesen Kurt Eisners und seines Judentums sagen können, während wir in Wahrheit nicht einmal wissen: Ist er nun Mitglied gewesen oder nicht? Es gibt weder Belege für den Beitritt, noch für den behaupteten Austritt. Wahr ist wohl, dass der Vater aktives Mitglied war, aber nicht sonderlich streng, er hat sich dazugezählt und wollte dazugehören.

Von Eisner selber wird die Bemerkung überliefert, dass man eine Religion durchaus verlassen könne, ohne eine andere zu begründen. Die Frage der Religionszugehörigkeit war für ihn

die Theorie, er habe die Assimilation nicht etwa kritisiert oder als Unterdrückung empfunden, sondern ganz im Gegenteil als kulturelle Leistung immer wieder betont und habe mit der Übererfüllung kultureller Techniken auf sein Außenseiterdasein reagiert – eine etwas hergeholt wirkende Deutung.

Auf jeden Fall ist aber wohl richtig, dass Eisner dem Bild des jüdischen Intellektuellen entspricht. Schon äußerlich war er der klassische Intellektuelle, der den intellektuellen Habitus auch vor Arbeitern und vor Parteifunktionären gepflegt hat, wo sicherlich ein forsches oder schneidiges Auftreten oder eine kraftvolle Selbstdarstellung vorteilhafter gewesen wäre als dieser sehr nachdenkliche, sehr besinnliche Auftritt als musischer Mensch und Intellektueller. Andere marxistisch geschulte Juden haben ihm allerdings vorgeworfen, es sei wirklich typisch für ihn, dass er die Kulturkritik, und damit ist die Theaterkritik gemeint, wie er sie für die „Münchener Post“ geschrieben hat, wichtiger genommen habe als die Kritik der politischen Ökonomie. Für einen sozialistischen Autor gibt es ja kaum einen schlimmeren Vorwurf.

Heinz Sproll hat in einer langen wissenschaftlichen Abhandlung über Eisner gesagt, er habe Elemente jüdischer Religiosität in einer profanen Gedankenwelt weiterentwickelt, zum Beispiel das messianische Denken mit der Hoffnung auf Befreiung, nur dass es keine religiöse Befreiung mehr gewesen sei, sondern die Selbstbefreiung des emanzipierten Menschen.² In einer Rede vor katholischem Publikum mit dem Titel „Religion des Sozialismus“ forderte Eisner 1908 nicht die Überwindung oder die Abschaffung der Religion, sondern ihre Erneuerung.³ Das wird vielleicht bei einem religiösen Motiv am deutlichsten: Er schrieb in einer Abhandlung, dass zwar der natürliche Tod, also das Sterben des Menschen nicht abwendbar sei, wohl aber der „künstliche“ Tod. Unter künstlichem Tod verstand er jede Art von menschlich verursachtem Elend, ob Krieg, ob Völkermord, ob Fehlentwicklung der Gesellschaft, und dem stellt er die religiös anmutende Hoffnung entgegen,

² Heinz Sproll: Messianisches Denken und pazifistische Utopie im Werk Kurt Eisners. In: Walter Grab (Hg.): Gegenseitige Einflüsse deutscher und jüdischer Kultur. Von der Aufklärung bis zur Weimarer Republik. Tel-Aviv 1982, S. 281–333.

³ Kurt Eisner: Religion des Sozialismus, in: Ders. Gesammelte Schriften, 2. Bd. Berlin 1919, S. 27–38, vgl. Wolfgang Zorn: Bayerns Geschichte im 20. Jahrhundert. München 1986, S. 303.

nicht der einzelne Mensch, wohl aber die Menschheit insgesamt könne Unsterblichkeit erlangen durch gerechte Zustände, durch kollektive Lösungen – das sei dann die Aussaat der unsterblichen einzelnen Seelen. Das klingt in der Tat sehr religiös, aber ob es wirklich unverwechselbar jüdisch ist und nicht einfach Zeitgeist, der sich in der sozialistischen Literatur häufig ähnlich geäußert hat, wage ich nicht zu beurteilen.

Bleiben wir bei der Biographie: Nach seinem Philosophiestudium, das er in Berlin begann und in Marburg fortsetzte, wurde er Journalist, und zwar ein richtig sozialdemokratischer Journalist. Dort wurde er übrigens, ganz gegen den Zeitgeist der Arbeiterbewegung, nicht marxistisch gedrillt, sondern durch seinen Lehrer, Professor Hermann Cohen, ausgesprochen neukantianisch geprägt. Immer wieder betonte er, dass sein originärer Beitrag zur geistigen Auseinandersetzung der Zeit in der Verbindung der Ethik Kants mit dem Sozialismus bestehe. Er begann seine Journalistenlaufbahn 1891 bei der „Frankfurter Zeitung“ und kam schon zwei Jahre später zu einem richtigen SPD-Blatt, der „Hessischen Landeszeitung“. Dort hat er als einer der ganz wenigen sozialdemokratischen Journalisten seiner Zeit vor allem über Außenpolitik geschrieben. Das war ganz und gar unüblich, in der Regel hat man sich fast nur über Arbeitnehmerforderungen, über Arbeitszeitverkürzung, über Generalstreik publizistisch ausgelassen. Kurt Eisner interessierte sich für Außenpolitik, was dann auch seine besondere Spezialität und sein besonderes Verhängnis wurde. Und er war ein Verteidiger des Föderalismus gegen die verhasste Berliner Zentrale, die ihm noch von seiner Berliner Zeit her als suspekt und repressiv erschien.

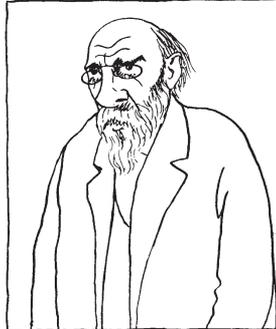
Der Föderalist, der er in der Auseinandersetzung der Berliner Zentrale in Hessen geworden war, wurde dann also nicht zufällig der Begründer eines demokratischen Landes. Er hätte ja auch bei seiner Berliner Herkunft meinen können: Die Musik spielt in Berlin, und dort muss er als Revolutionär mitwirken. Nein, er hat sich als Föderalist ganz bewusst für einen dezentralen Schauplatz entschieden. In der Zeitschrift „Die Kritik“ schrieb er regelmäßig eine Kolumne mit der Überschrift „Provinzialbrief“ (Briefe aus der Provinz). Sie brachte ihm eine Anklage wegen Majestätsbeleidigung gegenüber Wilhelm II. ein; er kam für neun Monate ins Gefängnis am Plötzensee, eine Justizvollzugsstätte, die in der deutschen Geschichte noch schreckliche Phasen erleben sollte. Nach der Haftentlassung holte ihn Wilhelm Liebknecht, der große, starke Mann

Der Mehrheitspräsident

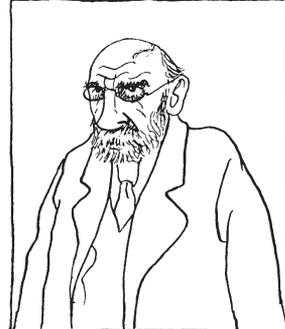
(Zb. Th. Heine)



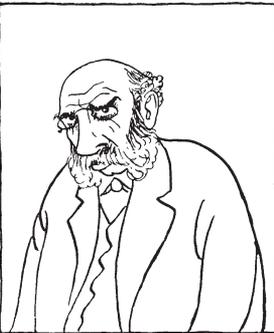
Kurt Eisner ist unabhängiger Sozialist



Aber da die Mehrheitssozialisten die meisten Stimmen bekommen haben, wird er Mehrheitssozialist.



Hätten die Demokraten die Mehrheit, würde er Demokrat.



Nationalliberal würde er vielleicht, wenn die Nationalliberalen gesiegt hätten.



Ja, sogar preußisch-konservativ hätte er werden können, wenn diese Partei zur Herrschaft gelangt wäre.



Aber daß er sich sogar einer Mehrheit der Zentrumspartei angeschlossen haben würde, halten wir für Verleumdung.

der Sozialdemokratie, zum „Vorwärts“. Und prompt geriet er dort in Streitigkeiten mit der Redaktion, aber ganz anders, als man es nach den gängigen Klischees vermuten möchte: Heute würde man eher vermuten, dass er der linke Außenseiter gewesen sei. Das glatte Gegenteil ist der Fall. Links oder radikal im eigenen Selbstverständnis waren Bebel und Kautsky, als Rechtsabweichler, als reformverdächtig galten Revisionisten wie Eduard Bernstein. Eisner wurde – obwohl er sich selber vehement dagegen verwahrt hat – immer wieder aufs neue verdächtigt, ein Revisionist zu sein, also nicht an den revolutionären Sprung zu glauben, sondern an Kompromissen mit der bürgerlichen Klasse interessiert zu sein und Reformen durchführen zu wollen. Seine Position in dieser Frage war übrigens nie glasklar. Er musste sich immer ein wenig verbal-radikal geben, um im damaligen „Vorwärts“ überleben zu können. Er war aber andererseits stets an friedlichen Lösungen interessiert

3 Karikatur von
Thomas Th. Heine aus
dem „Simplicissimus“
vom 11. Februar 1933

und hat deswegen immer wieder auch pragmatische Ratschläge gegeben, zum Beispiel in der Budgetfrage.⁴

Das Jahr 1907 bringt einen wichtigen Einschnitt in seinem Leben: Er begeistert sich für die Persönlichkeit Georg von Vollmars, und das ist auch wieder bemerkenswert, denn gegensätzlicher konnten zwei politische Persönlichkeiten überhaupt nicht sein. Georg von Vollmar, aus verarmtem Adel stammend, war eine bayerische, ja fast rustikal bayerische Figur, trat auch gern und oft im Trachtenanzug auf, kannte die Leute am Lande und hatte vor allem einen Vorzug, der das Zentrum und die Bayerische Volkspartei schier verrückt gemacht hat: Er konnte, wann immer ein Pfarrer sozialdemokratische Versammlungen gestört hat, um gegen die gottlosen Buben herzu ziehen, Hochwürden fragen: „Wo war Hochwürden, als der Heilige Vater in Rom in größter Bedrängnis war? Ich bin zu den Waffen geeilt bei der Schweizer Garde. Wo ist Hochwürden gewesen?“ Er war also tatsächlich in seiner Jugendzeit ein schwärmerischer Katholik und Papist, war nie ein Marxist geworden und hat in den berühmten Eldorado-Reden⁵ propagiert, dass man sich an der Realität orientiert und nicht an einer reinen Lehre und dass man die nächsten Schritte unternimmt, die zum Ziel führen, also auch die ersten Schritte im demokratischen Staat. Das hat Kurt Eisner durchaus angezogen, auch wenn er dann später mit den Mehrheitssozialdemokraten über Kreuz geriet, aber aus ganz anderen Gründen.

In München war Eisner zunächst Theaterkritiker für die „Münchner Post“ und hat dort später die Arbeiterfeuilletons geschrieben, die von der gesamten sozialdemokratischen Arbeiterpresse abgedruckt worden sind. Und auch privat hat sich einiges verändert: Er hat in Berlin – was seine Verehrer auch nicht so gerne erwähnen – eine Frau mit fünf Kindern einfach im Stich gelassen, um sich revolutionären Thesen zu widmen, und sich in München mit Else Belli angefreundet, die er dann erst 1918 heiraten konnte.

Seine Rolle als Friedenspolitiker sieht ebenfalls anders aus, als es die Klischees wollen. Viele meinen ja, weil er Repräsentant der USPD gewesen sei, müsse er schon 1914 gegen die Kriegskredite gewesen sein, aber das Gegenteil ist der Fall. Obwohl er schon 1909 warnend prophezeit hat, dass deutscher

⁴ „Er verteidigte die Etatbewilligungen der sozialdemokratischen Landtagsfraktion der süddeutschen Bundesstaaten“, Sproll, S. 288.

⁵ Vollmars Grundsatzreden im Münchner Lokal Eldorado im Jahr 1891.

Kolonialismus und Imperialismus zum Krieg führen werden, hat er sich von seinem Chefredakteur Adolf Müller bei der „Münchener Post“ einreden lassen, dass Russland der Aggressor sei und Deutschland einen Verteidigungskrieg führen müsse. Er hat deswegen auch in der „Münchener Post“ patriotische Artikel geschrieben, aber das währte nur ein Jahr. Dann bekam er weitere Informationen darüber, wie der Erste Weltkrieg tatsächlich zustande gekommen war, und wurde – gerade, weil er nicht von Anfang an als Pazifist abgestempelt gewesen ist, sondern anfangs als „vernünftig“ galt – der für das deutsche Selbstwertgefühl schmerzhafteste Kritiker des Ersten Weltkriegs. Dieser Tenor steigerte sich im Verlauf des Kriegs immer heftiger. Er wurde zur Leitfigur der Friedensbewegung und konnte im Januar 1918 dann die großen ersten Streiks in den Rüstungsunternehmen organisieren.

Jetzt sollten wir uns kurz die Persönlichkeit Eisners vor Augen führen, wie er dann im Jahr 1918 zur Revolution, zur Organisation und Ausrufung der Revolution gekommen ist. Was für ein Mensch war er da? Wilhelm Hausenstein hat ein Porträt von ihm in dem Band von Hans Lamm „Vergangene Tage. Jüdische Kultur in München“ (1982)⁶ gezeichnet, aus dem ich drei Zitate nennen will. Erst wird Eisner hier geschildert als „wurzelloser Berliner Jude. Wer ihn kannte, mit ihm zu sprechen wusste, ihn fühlte, der war gewiss, dass in diesem Mann Vorzug und Tragik des Jüdischen in die letzten Tiefen gingen: Sehnsucht, irgendwo im festen Grund einer nationalen und sozialen Gemeinschaft sich einzubauen; Schicksal, durch tausend Widrigkeiten der Verhältnisse immer aufs neue zurückgestoßen zu werden; um so radikaler . . . dann der Drang, sich dem absolut Menschlichen anzuschließen, Weltbürger zu sein; endlich aber wieder das schneidende Verlangen, weltbürgerliches Dasein inmitten einer bestimmten Landschaft zu lokalisieren. Eines Tages wird vielleicht klar sein, wie sehr Eisner unter der Ungunst äußerer Verhältnisse daran gearbeitet hat, sich in den oberbayrischen Boden einzutiefen, der ihm etwas wie ein ursprüngliches deutsches Leben zu zeigen schien. Menschen, die solche Wege machen und sie so vollenden, wie es Eisner geschah, gehorchen nicht den Launen des Zufalls. Ihre Bahn hat Notwendigkeit. Ihr Schritt ist vom Verhängnis

⁶ Wilhelm Hausenstein: Aus „Erinnerung an Eisner“. In: Hans Lamm: *Vergangene Tage. Jüdische Kultur in München*. München 1982, S. 217–219.

gelenkt. Anfang und Ziel scheinen durch eine metaphysische Macht verknüpft.“⁷

In einem weiteren Zitat wird die Belesenheit des Bildungsbürgers Kurt Eisner gelobt, sie sei enzyklopädisch. Und weiter heißt es bei Hausenstein: „Dem Schlaf blieb wenig Zeit. Eisner gestand gelegentlich, der Schlaf sei ein Vorurteil; man komme ohne ihn aus. In den Verhältnissen unserer Zeit war diese Lebensart nichts anderes als die Askese des Mönchs im Mittelalter. Eisner war mönchisch. Der ganze Mann war Konzentration auf ein geistiges Ziel, das ihn zusehends stärker mit der Gewalt eines religiösen Symbols ergriff. Aus diesem Munde ist nie eine zynische Silbe über Religion gekommen. Auch nie ein Wort der Zustimmung zu einem Dogma. Das religiöse Element war gleichwohl in ihm. Man brauchte diesen schlaflosen Mann, der an der Mauer eines Friedhofs wohnte und im Schatten seiner Tannen ging, nur anzusehen, um zu spüren, dass dieser Kopf und diese schmalen Schultern von metaphysischen Beziehungen umwittert waren.“⁸ Und ein letztes Zitat: „Sein Auftreten war ohne jede Animalität, die dem bayrischen Instinkt fast unentbehrlich ist. Der Mann, dem Wedekinds erotische Problematik als etwas sehr Untergeordnetes erschien, was ohne das sichtliche Barock der Sinne, das in Frankreich einmal die Popularität Mirabeaus und Dantons begründet hat und in Bayern, dem Land schwellender Kirchen des siebzehnten, achtzehnten Jahrhunderts, dem politischen Führer nicht fehlen darf, wenn er das Rückenmark des Volkes ergreifen will. Die Gebärde Eisners war ein tief rührender Versuch, aus dem Schlund des Wassers an die Oberfläche aufzutauchen. Diesem Typus fehlte nicht das Bewegende, aber das Niederschmetternde; ... Freilich: dies musste ihm fehlen, wenn er war, der er war. Als er mit breitem Bart aus dem Gefängnis kam, ähnelte er Marx. Zugleich lag über seiner Erscheinung etwas Neutestamentarisches. Man war versucht, ihn Frate anzureden. Man hätte damit einen Teil seines Wesens, eine Nuance seiner Aura getroffen.“⁹ Wahrlich kein Bild eines Machtpolitikers oder eines revolutionären Fanatikers.

In „Bayerns Geschichte im 20. Jahrhundert“ von Wolfgang Zorn heißt es über Eisner: „Als neuer Machthaber in Bayern behielt Eisner betont seinen äußeren Aufzug des ‚Schwabinger‘

⁷ Hausenstein, S. 218.

⁸ Ebd.

⁹ Hausenstein, S. 219.

Literaten bei. Er wirkte einerseits als Gegenbild zu jeglicher Militärschneidigkeit, aber mit breitrandigem schwarzem Hut, Sozialistenvollbart und Zwicker andererseits ganz und gar unbarock; er machte auch gar keinen Versuch, wie vordem Vollmar, etwa in bayerischem Trachtenanzug aufzutreten. Dem auch glanzlosen König hatte Eisner voraus, dass er neue Wertideale zu verkünden und verständlich zu machen wusste. Die sowjet-marxistische Kritik wirft ihm bis heute vor, sein Kampf für ‚revolutionäre Humanität‘ und gewaltlose Demokratie sei idealistischen Vorstellungen verhaftet geblieben und habe das historisch-materialistische Wesen der sozialistischen Gesellschaft nicht begriffen. Als Jude geboren, war er längst aus der israelitischen Kultusgemeinde ausgeschieden – [der Verfasser ist also ein Vertreter der Austrittsthese] –, beide Male mit Nichtjüdinnen verheiratet [das ist wenigstens verbürgt] und nach staatsrechtlichen Religionsbegriffen glaubenslos; er trat ein expressionistisches Kulturprogramm: ‚Religion des Sozialismus‘ ohne eine atheistische Religionsfeindschaft. Ja er hatte etwas von einem neutestamentlichen Prediger.“¹⁰ Ich denke, dass Sie sich die Person jetzt ein wenig vorstellen können, und danach ist es umso unfassbarer, welche Rolle er dann in den Revolutionswirren spielen sollte.

Im April 1917 spalteten sich die Unabhängigen Sozialdemokraten als USPD von der SPD ab. Eisner betrieb die Gründung der Münchner Gruppe, wurde aber nicht ihr Vorsitzender – immer diese Distanz zu wirklicher Macht –, sondern beschränkte sich auf eine beratende Rolle. Im Januar 1918 organisierte er Streiks für einen sofortigen Friedensschluss, die Massenveranstaltungen fanden immer größere Resonanz. Weil er aber auch in Rüstungsbetrieben Streiks organisierte, wurde er wegen Landesverrats verurteilt. Daraus resultierte dann eines der Klischees der Anti-Eisner-Propaganda: der Landesverräter. „Landesverräter“, „Novemberverbrecher“ – das Vokabular der Nationalsozialisten wurde von der Justiz vorgegeben.

Kurioserweise profitierte er dann davon, dass Georg von Vollmar im richtigen Moment erkrankte. Vollmar konnte im Reichstagswahlkreis München II sein Mandat nicht mehr ausüben, deswegen standen am 17. Oktober 1918 Neuwahlen an. Nach den gesetzlichen Vorschriften wurde Eisner drei Tage vorher, am 14. Oktober, entlassen, um Wahlkampf führen zu

¹⁰ Zorn, S. 148.

können. Vielleicht stammt daher der Begriff „gute alte Zeit“, weil sich damals der Wahlkampf auf drei Tage beschränkt hat. Aber in diesen drei Tagen konnte er sofort beginnen zu agitieren. Er verkündete: Bereits vor dem 17. November, vor der Reichstagswahl, kommt die Revolution. Er hat das ganz offen gesagt. Wir wissen es auch aus Polizeiberichten: Kurt Eisner kündigt für die nächsten Tage die Revolution an. Von Seiten der Polizei wurden Vorsichtsmaßnahmen getroffen: Die Preußische Gesandtschaft, die Residenz und das Polizeipräsidium wurden bewacht.

Warum wollte Eisner die Revolution am 7. November und keinen Tag später? Die Antwort auf diese Frage zeigt, dass er sehr wohl ein Taktiker war, nur kein Techniker der Macht. Ihm war bekannt, dass die Vorbereitungen für eine Verfassungsreform liefen. Da hätten dann zwei Minister der Mehrheitssozialdemokratie ins Kabinett des Monarchen geholt werden müssen, und das hätte die revolutionäre Stimmung verdorben. Deswegen wollte er die Revolution, die Ausrufung der Republik, bevor dies passieren könnte. Dazu traf er sich mit den Brüdern Karl und Ludwig Gandorfer. Der eine Bruder war Mitglied der linken USPD, der andere beim linken Flügel des Bauernbundes. Mit ihnen kam er überein, dass nach der Revolution der Bauernbund die Versorgung der Großstadtbevölkerung mit Lebensmitteln organisieren müsse, damit die Revolution keinen Rückschlag erleide. Also auch hier wieder erstaunlich organisatorisch auf Zack.

Am 6. November zog das Kabinett den Landesvorsitzenden der SPD, Erhard Auer, zu seiner Sitzung hinzu. Hier gab Auer die wirklich fabelhafte Fehleinschätzung ab: Eisner ist total erledigt, wir haben unsere Leute voll in der Hand, es wird gar nichts geschehen. Auf diese Einschätzung, immerhin des bayerischen SPD-Landesvorsitzenden, hat sich die Landesregierung dann verlassen. Aber es geschah eben doch so vieles, was die Mehrheitssozialdemokraten nicht mehr in der Hand hatten: Am 7. November kam eine Riesendemonstration zusammen – die Angaben schwanken zwischen 40 000 und 200 000 Teilnehmern. (Das ist heute noch so, wenn man Polizei- und Presseberichte über Kundgebungen liest: Da gibt es je nach Sympathie eine erstaunliche Spannbreite.) Erhard Auer als Veranstalter forderte die Abdankung des Kaisers. Diese Forderung nach Thronverzicht in Berlin war wahnsinnig raffiniert, weil sie Auer jede Konfrontation mit dem König in Bayern ersparte, über den er als königlich-bayerischer Sozialdemokrat

lieber nicht mehr reden wollte. Und Auer forderte den sofortigen Waffenstillstand. Diese Forderung wurde von den Demonstranten spontan per Akklamation angenommen, und Auer ging nach Hause, während Eisner umringt wurde von den Gandorfers und ihren Sympathisanten, vor allem von Felix Fechenbach, dem Jungen, der ihn zu den Waffen rief. Und tatsächlich waren damals so viele Soldaten in München bereits revolutionär eingestellt, dass man gefahrlos in die Kasernen gehen und alle zum Mitmachen einladen konnte. Um 19 Uhr musste der Kriegsminister Philipp von Hellingrath „eingestehen, er sei in München völlig machtlos, nicht ein einziger Truppenteil in München stehe ihm mehr zur Verfügung“.¹¹

Kurze Analyse: Um 21 Uhr waren alle Münchner innenstadtnahen Kasernen in der Hand der Revolutionäre, am späten Abend, als Ludwig III. schon die Stadt verlassen hatte, traf man sich im Mathäser. Im ersten Stock wurde der Soldatenrat gebildet, im Erdgeschoss der Arbeiterrat mit etwa 50 Mitgliedern. Eisner wurde Vorsitzender. Und so kam es zu jener Kuriosität in den Zeitungen des folgenden Tages: Zwei Soldaten wurden mit Gewehr und Proklamation zu den „Münchner Neuesten Nachrichten“ geschickt und haben dort tatsächlich in der Setzerei erzwungen, dass der Revolutionsaufruf riesengroß auf der Titelseite erscheint. Im Falle des Parteiblatts „Münchner Post“ hat man das für selbstverständlich gehalten, deswegen niemanden hingeschickt, und so stand am folgenden Tag auf der Titelseite in großen Lettern der Aufruf, Ruhe und Ordnung zu bewahren.

Man hat revolutionäre Handlungen nur in bescheidensten Ansätzen verübt, das Generalkommando wurde besetzt, das Post- und Telegraphenamt, das Polizeipräsidium, und mitten in der Nacht zog man noch in den Landtag in der Prannerstraße, um die Arbeiter- und Bauernräte neben oder über oder un-

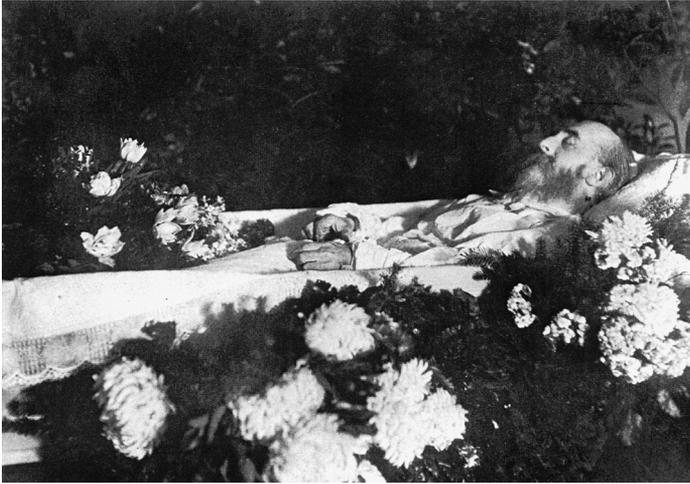


4 Kurt Eisner in Begleitung seiner Frau und des Ministers Hans Unterleitner auf dem Weg zum Landtag in der Prannerstraße, Anfang 1919

¹¹ Zorn, S. 128.

ter dem Parlament zu etablieren, so ganz klar war das bei Eisner in all seinen theoretischen Schriften und auch in seinen aktuellen Äußerungen nie. Er wollte das Parlament nicht abschaffen, aber er wollte auch von den Räten nicht lassen. Sie sollten nach seinen Darlegungen eine beratende und ergänzende Funktion haben, auch als Vollzugsorgan. Die theoretische Frage, wie der Souverän, das Volk, sich demokratisch konstitutionell betätigen könnte, hat er nie geklärt, und diese offene Machtfrage blieb ein Konstruktionsfehler. Am 8. November wurde der provisorische Nationalrat einberufen und wählte Eisner zum Ministerpräsidenten und Außenminister. Denn die Außenpolitik war Eisner besonders wichtig, vor allem die Klärung der Kriegsschuldfrage und die Versöhnung mit den Alliierten, wohingegen Erhard Auer, also sein Erzrivale und Gegenspieler, sein Innenminister wurde. Das war nicht die einzige Inkonsequenz in revolutionärer Hinsicht. Die gesamte Ministerialbürokratie blieb, es gab keinen Wechsel bei Polizei und Militär, es gab keine Enteignungen – das Eigentum wurde gewährleistet –, und so blieben die Machtverhältnisse eigentlich vollkommen unverändert nach der Revolution. Es gab das proklamierte Wahlrecht für alle, das Ziel des Acht-Stunden-Tags und andere soziale Wohltaten, aber die Machtbasis war nicht im Geringsten verändert worden. Daher die kommunistische Kritik, er sei gar kein Revolutionär, sondern habe nur zum richtigen Zeitpunkt eine Revolution ausgerufen.

Am verhängnisvollsten für Eisner waren die Verkürzungen und Fälschungen von Berichten an den internationalen Sozialisten-Kongress in Bern. Er hat dorthin Darlegungen geschickt, die die deutsche Kriegsschuld seiner Meinung nach beweisen sollten. Damit wollte er eigentlich die Situation entschärfen und die Kriegsschuld-, die Verlustschuldvorwürfe, also die Dolchstoßlegende der Konservativen widerlegen. Der Schuss ist aber nach hinten losgegangen. Man hat seine im Ausland verbreiteten Einschätzungen, wonach die Deutschen am Kriegsausbruch schuld seien, als Verrat, ja Landesverrat gewertet. Und dadurch, dass seine Darlegungen unzulässig verkürzt worden sind, klingt manches auch tatsächlich schwer verständlich. Er hat deshalb die Wahlen vernichtend verloren. Das ist wiederum ein Punkt, den alle Sympathisanten, die gerne Eisners Bild verklären würden, unter den Teppich kehren: Er hat, bevor er ermordet wurde, eine vernichtende Wahlniederlage erlitten. Ich nenne nur einmal die Zahlen der Mandate: die Bayerische Volkspartei kam auf 66 Mandate, die Mehr-



5 Kurt Eisner auf dem Totenbett, Februar 1919
(Photo
Germaine Krull)

heits-SPD auf 61 und Eisners USPD auf drei – eine wirklich vernichtende Wahlniederlage. Man muss also schon zugeben, dass er weder den Machtapparat des Staates jemals erobert hat, noch überhaupt verändern wollte, und dass er als Demokrat am Souverän, der Wählerin und dem Wähler, auf ganzer Linie gescheitert ist. Aber er war Demokrat genug, dieses Ergebnis zu akzeptieren, obwohl er ja mit der Hilfe von Arbeiter- und Soldatenrat und den Soldaten in den Kasernen die Ergebnisse auch hätte abstreiten können. Und er wollte am 21. Februar 1919 mit der Rücktrittserklärung in der Tasche in den Landtag in der Prannerstraße gehen, um zurückzutreten und die Wahlniederlage einzugestehen. Da schoss Graf Arco von Valley mit mehreren Schüssen auf ihn und ermordete ihn an jener Stelle, wo heute im Bürgersteig in der Kardinal-Faulhaber-Straße eine Gedenkinschrift an den Mord erinnert.

Die Zeit nach Eisner ist Gott sei Dank nicht mein Thema. Ich will nur hier betonen: Alles, was nun geschah, geschah nach Eisner. Es ist wahr, dass jetzt auch „rotes“ Unrecht begangen wurde von der ersten und vor allem der zweiten Räterepublik, dass jetzt auch kommunistische Lehren verkündet wurden und Gewalt zur Anwendung kam. Aber dies war, wie gesagt, alles nach Eisners Ermordung.

Ganz beschämend ist die Aufarbeitung der Ermordung durch die bayerische Justiz. Sie hat wohl das Wort, Bayerns Justiz sei auf dem rechten Auge blind, begründet. Der Mörder wurde im Urteilsspruch nicht nur gewürdigt, sondern regelrecht gefeiert.

6 Trauerzug für Kurt Eisner, im Vordergrund Mitglieder der Münchner Sozialistischen Parteien, 26. Februar 1919. Postkarte (Photo Michael Greßberger)



Die Tat sei Ausdruck seiner leidenschaftlichen Vaterlandsliebe, also mehr Patriotismus kann man gar nicht beweisen, als einen demokratisch eingestellten Ministerpräsidenten über den Haufen zu schießen. Dieses Urteil stammt von einem Richter, Georg Neithardt, der dann noch einmal bayerische Rechtsgeschichte schreiben durfte, mit noch schlimmeren Folgen. Er war derjenige, wie Rechtsanwalt Otto Gritschneder recherchiert hat, der unter klarem Rechtsbruch, mit klarer Rechtsbeugung Hitler nach seinem Putsch im November 1923 hat so glimpflich davonkommen lassen, obwohl zwingendes Recht eine schärfere Verurteilung verlangt hätte. Dieser Georg Neithardt ist also wirklich eine Schande der bayerischen Justizgeschichte. Das Gericht hat aber im Januar 1920 trotzdem ein hartes, das Todesurteil gefällt, das freilich – einen Tag später – von der Landesregierung in eine Begnadigung umgemünzt wurde. Zufällig dauerte es dann nur knappe drei Jahre, bis Graf Arco im Zuge einer Amnestie freikam. Also formelle Verurteilung – bei einem Tötungsdelikt war nichts anderes möglich als Verurteilung zum Tode –, tags darauf umgewandelt in Begnadigung zu lebenslanglich, drei Jahre später umgewandelt in eine Entlassung aus der Haftanstalt. Dass die bayerische Gesellschaft, die Politik, die Justiz, die Staatskreise dem Mörder Eisners Gutes tun wollten, kann man nach diesem Hergang nicht bestreiten.

Lassen Sie mich an dieser Stelle ein Fazit versuchen in sieben Aussagen:

1. Kaum einem Politiker des 20. Jahrhunderts, über den wir so viel wissen, bei dem wir alles, was er geschrieben hat, nach-

lesen können, ist derartiges Unrecht geschehen wie Kurt Eisner. Ein Pazifist, der zum Verherrlicher der Gewalt umgedeutet wird, ein Mann, der das Menschenleben – auch des Gegners – für heilig hält, den man zum Mörder erklärt, obwohl er einem Mord zum Opfer fiel. Das ist immer noch unbewältigte, nicht aufgearbeitete bayerische Geschichte.

2. Seine Rolle war wohl nur deshalb von historischer Bedeutung, weil sich ihm eine historische Chance bot und weil er diese auch wahrgenommen hat. Er war nicht der große Arbeiterführer, der die Arbeiterklasse revolutionsbereit gemacht hätte. Die Stimmung war schon da, und er hat sie im Gegensatz zur Mehrheitssozialdemokratie, die die Lage grotesk falsch eingeschätzt hat, wahrgenommen und hat beherzt gehandelt. Seine historische Leistung also: das Richtige im richtigen Augenblick als Chance erkannt zu haben.

3. Was ist von ihm geblieben? Ich denke, schon sehr viel: Erstens die friedliche Überwindung der Monarchie, ohne dass ein einziger Schuss fiel. Dieser friedliche Charakter der Revolution Eisners ist erst durch die späteren Räterepubliken und durch die Gegenreaktionen der „Weißen“ zerstört und in der Folge im bayerischen Geschichtsgedächtnis völlig unkenntlich gemacht worden. Eisners Revolution war eine friedliche. Er als Föderalist, als gelernter und geschulter Föderalist, hat ganz bewusst Bayern nicht der Zentrale in Berlin unterstellt, was sich ja schon zwei Tage später angeboten hätte, als Scheidemann die Republik in Berlin ausgerufen hat, nein er hat den Freistaat Bayern mit seiner Eigenstaatlichkeit begründet. Und ich bitte als Sozialdemokrat hierfür um Verständnis: Die Konservativen hierzulande müssen damit leben, dass der Freistaat eine Erfindung von Kurt Eisner und die bayerische Verfassung ein Entwurf von Wilhelm Hoegner ist – das ist halt nun mal so. Für viele politische Reformen reichte ihm die Zeit von hundert Regierungstagen natürlich nicht, aber immerhin: für das Frauenwahlrecht, die gesetzliche Regelung des Acht-Stunden-Tags und die Abschaffung der kirchlichen Schulaufsicht, die schon ein rechtes Kreuz gewesen ist, zumindest für Andersgläubige – also, Protestant hätte man damals nicht sein sollen. Heinrich Mann, der ihn sehr verehrte, hat immerhin geschrieben, die Regierung Kurt Eisner hat an hundert Tagen mehr an Perspektiven für das Menschengeschlecht eröffnet als viele Regierungen in ihrer gesamten Herrschaftszeit.

4. Und deswegen finde ich Eisner so faszinierend: Er gehört zu den ganz wenigen politischen Persönlichkeiten in der deut-

schen Geschichte, die Kultur und Politik zusammengebracht haben und nicht als gegensätzliche Welten verstanden, wie es sich so im deutschen Bildungsbürgertum eigentlich gehört. Er war philosophisch interessiert, Neukantianer, er war von Beruf Theaterkritiker, er hat eine Doktorarbeit über Achim von Arnim begonnen (und dann abgebrochen), er hat ein Buch über Nietzsche geschrieben, und er hat sich in die Politik eingemischt in einer so herausgehobenen Art und Weise.

5. Er hat auch, und das war in dieser Zeit besonders schwierig, Sozialismus und Demokratie zumindest zusammenzubringen versucht. Er hat allen marxistischen Heilslehren widerstanden, die die Diktatur der Arbeiterklasse, die Diktatur des Proletariats, die Diktatur der Partei gefordert haben, obwohl er die Machtrisiken für die Sozialdemokratie durchaus gesehen hat. Er bekannte sich zu demokratischen Freiheiten, hat für ein Wahlrecht gestritten, das ihn dann die Macht kostete, hat das Leben von Gegnern für heilig erklärt, die seines selber nicht respektiert haben, auch nach seinem Tod nicht. Das, denke ich, ist schon eine vorbildliche Synthese.

6. Er hat Revolution und Gewaltfreiheit zusammengebracht, und das auch noch erfolgreich, wenn auch ohne langfristige Sicherung der Machtverhältnisse im revolutionären Sinne. Die ist ihm nicht gelungen, die hat er nicht einmal begonnen, aber dass man auch gewaltfrei politische Veränderungen herbeiführen kann, das hat er bewiesen.

7. und letzte Bemerkung: Er war Friedenspolitiker schon vor dem Ersten Weltkrieg. Er hat sich nur kurz für die Kriegskredite einnehmen lassen, wurde dann aber während des Ersten Weltkriegs ein konsequenter Kriegsgegner und eine herausragende Persönlichkeit einer überparteilichen Friedensbewegung. Seine Friedensdemonstrationen hatten viel mehr Teilnehmer, als die USPD jemals Wähler hatte, da hat er auch andere überzeugt, wie auch zu seiner Beerdigung mehr Menschen gekommen sind, als ihn bei der Wahl vom Januar 1919 gewählt hatten oder seiner USPD treu geblieben sind. 100 000 Menschen zählte die Münchner Polizei bei den Begräbnisfeierlichkeiten von Kurt Eisner. Das heißt, nach seiner Ermordung haben alle wieder seine Bedeutung als Demokrat und Friedenspolitiker erkannt, auch wenn sie ihm vorher die Gefolgschaft aufgekündigt hatten.

Ich schließe mit einer Kontroverse beim Katholikentag 1922, also noch unter dem frischen Eindruck seines Wirkens. Da ist einer über ihn hergezogen mit den Worten, er stehe für

Meineid und Hochverrat. Das war Kardinal Faulhaber, nach dem die Straße benannt ist, in der Eisner erschossen wurde. Aber es gab auch einen, der dem Kardinal heftig widersprach, es war ein Oberbürgermeister, ein sehr vernünftiger Oberbürgermeister, der hat gesagt, von Hochverrat und Meineid könne keine Rede sein, die Bäume der Fürstenhäuser seien im Sturm gefallen, weil sie innerlich schon morsch waren. Das relativiert den revolutionären Erfolg Eisners, aber es rechtfertigt auch die Entscheidung, die Monarchie für beendet zu erklären. Wer war das? Es war der Oberbürgermeister von Köln, ein gewisser Konrad Adenauer.

Meine Damen und Herren, offen ist für mich nur noch die Frage, wie Kurt Eisners gedacht werden kann und soll. Ich halte die jetzige Lösung, dass im Bürgersteig die Umriss eines Ermordeten eingezeichnet sind, wirklich nicht für eine angemessene Würdigung des Mannes, der die Demokratie in Deutschland eingeführt hat. Und ich glaube, dass wir es bis zum hundertsten Todestag wirklich, auch unter Einbeziehung von Kunstkommissionen und anderen retardierenden Kräften, schaffen sollten, dass München dieses großen Friedenspolitikers, dieses demokratischen Sozialisten und dieses ersten Ministerpräsidenten des demokratischen Bayern in angemessener Weise gedenkt.

BILDNACHWEIS

Abb. 1–4: Bayerische Staatsbibliothek, München (Abb. 4 Photoarchiv Hoffmann). –
Abb. 5: Archiv der Münchener Arbeiterbewegung. –
Abb. 6: Privatarchiv Rudolf Herz, München.

Edgar Feuchtwanger

Mein Onkel Lion

Sie erwarten vielleicht von mir, dass ich aus meiner Erinnerung etwas über meine Familie und besonders über meinen Onkel Lion sage. Ich will nicht wiederholen, was man in Büchern hier und dort lesen kann, z. B. in dem Buch „Die Feuchtwangers“ von Heike Specht, das 2006 erschienen ist und auf einer Dissertation fußt, die hier unter Betreuung von Herrn Brenner geschrieben und mit dem Hochschulpreis der Stadt München ausgezeichnet wurde.

Lion war der älteste von neun Brüdern und Schwestern, geboren im Juli 1884, mein Vater Ludwig, geboren im November 1885, war der zweite, Martin, geboren 1886, der dritte. In dieser Beziehung ging es in dieser Familie recht flott zu. Diesen drei Brüdern wurde eine akademische Ausbildung an den Universitäten München und Berlin zuteil. Da Martin sie nicht abschloss, wurden nur die zwei ältesten, Lion und mein Vater Ludwig, die zwei Herren Doktoren in der Familie. Mein Vater wurde schon 1914, im Alter von 28 Jahren, der Leiter des Verlags Duncker & Humblot. Sein Doktorvater war Gustav von Schmoller, der Doyen der Kathedersozialisten, die im Verein für Sozialpolitik lose zusammengeschlossen waren und im kaiserlichen Deutschland eine bedeutende Rolle spielten. Der Verlag Duncker & Humblot war der Verlag des Vereins für Sozialpolitik. Mein Vater betreute Autoren wie die Brüder Max und Alfred Weber, Georg Simmel, Werner Sombart, Ernst Troeltsch, Carl Schmitt, auch Max Scheler, der, was nicht so bekannt ist, ein Verwandter der Familie Feuchtwanger war: Schelers Mutter war eine geborene Fürther, eine Großtante von Lion und meinem Vater. Der 2005 verstorbene Papst Johannes Paul II. schrieb seine Doktorarbeit über Max Scheler. Vor dem Ersten Weltkrieg war Scheler Privatdozent an der Münchner Universität. Er wurde in eine Ehrenaffäre verwickelt, die ihn schließlich zwang, die Universität zu verlassen. Mein Vater war als junger Rechtspraktikant an den Münchner Gerichten zugelassen, und obwohl er nie praktizierte, musste er als Vertreter der Familie für Scheler erscheinen.

Für Lion und seine Frau Marta waren es bis zum Anfang des Ersten Weltkrieges noch Wanderjahre. Dann wurde er in Mün-

chen sesshaft. Ende des Kriegs, als Dramaturg an den Kammerspielen, begann seine Freundschaft mit Bert Brecht, die ihr ganzes Leben gewährt hat. Es war Freundschaft und Zusammenarbeit, aber es gab auch wesentliche ideologische Differenzen und persönliche Vorbehalte. Es war wohl nicht zuletzt der Einfluss von Brecht, der Lion dazu brachte, München 1925 zu verlassen und nach Berlin zu ziehen.

Ich wurde 1924 geboren, hatte daher kaum Gelegenheit mit meinem Onkel zusammen zu kommen, höchstens als ganz kleines Kind, wenn er einmal aus Berlin nach München zu Besuch kam. Meine Mutter erzählte mir darüber, dass sie bei einer solchen Gelegenheit einmal zu ihm sagte: „Willst Du nicht auch einmal Deinen Neffen sehen, der ist sehr nett?“

Lion musste sich also auf den Weg ins Kinderzimmer machen, ob er wollte oder nicht, und wird sich wohl überlegt haben, wie er das machen sollte, denn kleine Kinder zu tätscheln war ja nicht gerade seine Sache. So sagte er zu meiner Mutter: „Ich habe für solche Gelegenheiten immer ein paar passende Worte auf Lager.“

Ich erinnere mich eigentlich immer mehr an seine Frau, meine Tante Marta, denn sie fuhr selbst ein schönes, sportliches Auto, und das blieb mir als kleinem Bub gut in Erinnerung. Elegante Damen, die selber schöne Autos fuhren, gab es zu dieser Zeit nicht so viele in Deutschland. Sie war sehr elegant, sah etwas exotisch aus, wie man immer sagt, denn sie hatte eine sehr blasse Hautfarbe. In der Familie wurde sie „die Wasserleich“ genannt. Dass sie Autofahren konnte, war sicher wichtig, denn kaum einer von den männlichen Schriftstellern und Exilanten, unter denen sie und Lion in Sanary und Pacific Palisades lebten, konnte das. Sie musste Brecht am Schiff abholen und Heinrich Mann nach Hause bringen.

Dann kann ich mich auch erinnern, dass mein Vater öfters von einem Besuch bei seinem Bruder in Berlin sprach, etwa 1929. Lion war damals mit dem Roman „Erfolg“ beschäftigt



1 Das Ehepaar Feuchtwanger in Lion Feuchtwangers Arbeitszimmer in der Villa Aurora in Pacific Palisades

und las meinem Vater daraus vor. Das hat meinen Vater anscheinend in ziemlichen Schrecken versetzt, denn er wusste nur zu gut, was gerade zu dieser Zeit daraus entstehen konnte. Aber Lion, so muss man heute sehen, hat auf längere Sicht sicher Recht getan, sich nach vorne zu wagen. Es wäre wünschenswert gewesen, dass mehr Leute in Deutschland das so gesehen hätten wie er. Thomas Mann schrieb darüber viel später, 1954, in einem Artikel im New Yorker „Aufbau“ zum 70. Geburtstag von Lion:

„... da las ich in München mit hellem Vergnügen seinen grossen satirischen Roman „Erfolg“, – erheiterndes Labsal für jeden, der litt unter dem, was schauderhaft um sich griff, der politischen Viecherei, die heillos heraufkam . . . Wie sonderbar leichtsinnig handelt doch Einer in solchem Fall! Er weiss genau: kommt das, was ich da verhöhne, zur Macht, wie es nur zu wahrscheinlich ist, so bricht mir mein Werk den Hals, so ist es meines Bleibens nicht, ich muss fliehen – wenn ich's noch kann. Wissentlich gräbt er sich selbst den Boden ab – aus Übermut kaum. Er muss es – es ist da ein Auftrag des Geistes, der keine Selbstschonung duldet und alle Furcht niederhält.“¹

Beziehungen zur Familie Mann hatte Lion sein Leben lang. Meine Eltern kannten Katia und Thomas in München, und ich kann mich erinnern, dass Katia noch viel später, vielleicht in den sechziger Jahren eine Postkarte aus der Schweiz an meine Mutter schickte, dass sie doch so schöne Zeiten in München in ihrer Jugend gehabt hätten. Ich kann mich auch erinnern, dass ich als Kind Bücher hinunter in den Herzogpark zum Haus der Manns schleppen musste, die Thomas sich von meinem Vater borgte, als er mit den Vorarbeiten für die Josephsromane beschäftigt war. Lion hatte keine Beziehung zu Thomas Mann vor 1933, mehr zu Heinrich, aber im Exil schon zur ganzen Familie Mann mit ihren komplizierten Verhältnissen. Ich kann mich persönlich gut an Golo erinnern, und das war viel später, etwa 1970. Er war in London, um die englische Ausgabe seines *Wallenstein* zu präsentieren. Die Ansprache wurde von Michael Kerr gehalten, dem Sohn von Alfred Kerr, dem bekannten Literaturkritiker der Weimarer Zeit. Sein Sohn Michael war in England ein bedeutender Advokat und später einer der höchsten Richter. Michaels Schwester Judith

¹ Aufbau 20 (1954), Nr. 27 vom 2. Juli, Seite 5.

Kerr ist eine bekannte Verfasserin von Kinderbüchern. Als Golo Mann erfuhr, wer ich war, sagte er sofort und ziemlich scharf, mir fast in die Rippen pochend: „Ich weiß ja viel besser was in Ihrer Familie los war.“ Ich war etwas stutzig, denn es war ja auch in der Familie Mann einiges los. Aber sicher auch in meiner, besonders um meinen Onkel Lion.

BILDNACHWEIS
Feuchtwanger Memorial
Library, Special Collections,
University of Southern
California

Hans-Jochen Vogel

Vom Erfolg ins Exil: Lion Feuchtwanger und München

Ich habe das Thema „Lion Feuchtwanger und München“ gerne übernommen, aber darauf hingewiesen, dass ich kein Historiker und erst recht kein Literaturwissenschaftler bin.¹ Man könne, so habe ich gewarnt, von mir im Grunde nur einige Bemerkungen eines älteren – nein, eines alten – Mannes erwarten, der München ein wenig kennt, dem Lion Feuchtwanger durchaus ein Begriff ist und der – 1926 geboren – als Kind und als junger Mensch noch miterlebt hat, was Juden angetan wurde, wenn ihm auch das ganze Ausmaß der Verbrechen erst nach 1945 allmählich bewusst geworden ist.

Ich sagte, Lion Feuchtwanger sei mir ein Begriff. Das ist etwas untertrieben ausgedrückt. Denn es gab einige konkrete Berührungen mit seiner Lebenssphäre. So lebte Lion Feuchtwanger als Kind mit seinen Eltern und Geschwistern im Hause Sankt-Anna-Platz 2, an dem ja auch eine Tafel angebracht ist, während meine Großeltern und auch meine Mutter von 1900 bis 1906 im Hause Sankt-Anna-Platz 8 wohnten. Da hätten sich jedenfalls die Familien schon begegnen können.

Ich selbst habe Lion Feuchtwangers Witwe, Marta Feuchtwanger, eine 1893 als Marta Löffler geborene Münchenerin, 1969 kennengelernt. Sie hat mich damals im Rathaus aufgesucht und mir dargelegt, dass es ihr nicht leicht falle, wieder in diese Stadt zu kommen. Die Einladungen, die die Stadt damals kontinuierlich an ehemalige jüdische Bürgerinnen und Bürger richtete, haben ihr diesen Entschluss aber doch erleichtert. Wir blieben dann in brieflicher Verbindung, und ich habe sie einmal in Pacific Palisades in dem Haus besucht, das dem Ehepaar im Exil zur neuen Heimat wurde und das sie nach dem Tod ihres Mannes allein bewohnte. Noch heute sehe ich Marta Feuchtwanger vor mir: klein von Gestalt, aber straff aufgerichtet mit streng zurückgekämmtem Haar und einem hoch

¹ Ich danke Heike Specht, auf deren vorzügliche und zu Recht preisgekrönte Arbeit ich bei der Abfassung meines Vortragstextes immer wieder zurückgegriffen habe. Heike Specht: Die Feuchtwangers. Familie, Tradition und jüdisches Selbstverständnis. Göttingen 2006.

unter dem Kinn geschlossenen blauen Kleid, der von ferne an einen chinesischen Kittel erinnerte. Eine ebenso kluge wie selbstbewusste Frau.

Vor diesem Hintergrund habe ich mich in den achtziger und neunziger Jahren auch von Berlin und Bonn aus an den Bemühungen beteiligt, die Villa Aurora – so heißt das Haus der Feuchtwangers in Pacific Palisades – zu erhalten und dort ein Zentrum für die kulturellen Beziehungen zwischen Europa und Amerika einzurichten, das die Erinnerung an Lion Feuchtwanger und andere Exilschriftsteller wach halten sollte. Diese Bemühungen waren dank der Unterstützung auch von offizieller Seite im Dezember 1995 erfolgreich. Das Zentrum arbeitet seitdem kontinuierlich und sehr zufriedenstellend. Insbesondere werden laufend Künstler eingeladen, dort einige Monate zu verbringen und sich ungestört ihrer Arbeit zu widmen.

Als Oberbürgermeister hatte ich viel mit Walter Feuchtwanger, einem Neffen von Lion Feuchtwanger, zu tun. Dieser kehrte 1958 in seine Geburtsstadt zurück und spielte in München bald wieder eine gewichtige Rolle – und das nicht nur als Wiederbegründer der international angesehenen Feuchtwanger-Bank. Er kam häufig zu mir ins Rathaus und hat sich auch um die Bewerbung der Stadt für die Olympischen Spiele 1972 und um die Vorbereitung dieser Spiele verdient gemacht.

Aber nun zum eigentlichen Thema: Lion Feuchtwanger und München. Feuchtwangers Vorfahren väterlicherseits stammten aus Fürth, wo der Großvater Seligmann Feuchtwanger als Handelsmann zu den besser situierten Mitgliedern der dort bereits seit dem 16. Jahrhundert existierenden jüdischen Gemeinde gehörte. Von seinen insgesamt 18 Kindern – nur drei davon starben schon früh – übersiedelten vier Söhne, darunter Lions Großvater Elkan, zwischen 1840 und 1850 nach München. Dieser erhielt 1852 das Münchner Bürgerrecht. Seine Brüder Jakob Löw, Moritz und David Feuchtwanger wurden wenig später ebenfalls Münchner Bürger. Seit dieser Zeit entwickelte sich München zum Zentrum der weit verzweigten Feuchtwanger-Familie, die infolge ihres Kinderreichtums rasch wuchs und zu Beginn des 20. Jahrhunderts allein mehrere Dutzend in München ansässige Mitglieder umfasste.

Die Stadt befand sich damals im Umbruch. Die ökonomischen Gegebenheiten begannen sich zu verändern. War München bis dahin eine von den Baumaßnahmen Ludwigs I. und den kulturellen Aktivitäten des Königshauses geprägte Residenzstadt, deren Wirtschaft Handwerk und Kleingewerbe be-

1 Die Kinder Johanna
und Sigmund
Feuchtwangers



stimmten, so entstanden jetzt mit der Maffeischen Lokomotiv- und Maschinenfabrik oder der Waggonfabrik Josef Rathgebers die ersten industriellen Produktionsunternehmen. Die erste deutsche Industrie- und Gewerbeausstellung, die 1854 im alten botanischen Garten stattfand und für die dort der sogenannte Glaspalast errichtet wurde, kennzeichnet diese Entwicklung. 1840 wurde zudem die erste Bahnstrecke von München nach Augsburg in Betrieb genommen, der rasch weitere Strecken folgten.

Auch die wissenschaftliche Bedeutung Münchens nahm erheblich zu, seit die ursprünglich in Ingolstadt und später in Landshut beheimatete Universität 1826 hierher verlegt worden war. Man muss nur an Männer wie Friedrich Schelling, Ignaz von Doellinger, Justus von Liebig, Georg Simon Ohm und Max von Pettenkofer erinnern. Gleichzeitig wuchs die Einwohnerzahl kontinuierlich. Betrug sie 1840 noch etwa 95 000, stieg sie bis 1871 auf 170 000 und erreichte 1900 eine halbe Million.

Einhergehend mit diesen Veränderungen wuchs auch die Anziehungskraft Münchens für jüdische Zuwanderer.

Zum einen stiegen die Chancen für die Berufe, die Juden infolge der bis dahin geltenden Beschränkungen in erster Linie ausübten – also für Handelsleute und solche, die Geldgeschäfte betrieben. Erinnert sei nur an den Hofbankier Simon Seligmann, dessen Familie schon 1814 unter dem Namen von Eichthal in den erblichen Adelsstand erhoben wurde und 1835 we-

sentlich an der Gründung der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank beteiligt war.

Zum anderen erlangten die in Bayern lebenden Juden im 19. Jahrhundert schrittweise die bürgerliche Gleichberechtigung und unterlagen deshalb auch nicht mehr Sonderregeln hinsichtlich ihrer Niederlassung, ihrer Berufsausübung und der Praktizierung ihres Glaubens. Auch gab es durchaus bereits Anzeichen einer Integration der Münchner Juden in das öffentliche Leben ihrer Stadt. So veranstaltete die heute noch bestehende, 1840 aus einem Männerchor hervorgegangene Vereinigung fortschrittlicher Bürger, die sich in Anknüpfung an alte handwerkliche Traditionen Bürger-Sänger-Zunft nannte, 1862 in München eine große Verfassungsfeier: Bei dieser Veranstaltung wurde von einem Chor nach der Bayern-Hymne neben einer katholischen und einer evangelischen Hymne auch eine hebräische Hymne, nämlich das Lied „Adon Olam“ („Der Herr der Welt“) gesungen.

Lion Feuchtwangers Großvater Elkan und sein Großonkel Jakob Löw Feuchtwanger sind anschauliche Beispiele für diese Entwicklung. Der Großonkel unterhielt nach seiner Übersiedlung nach München zunächst eine Geldwechselstube und gründete dann 1857 mit seinem Bruder Moritz die Feuchtwanger-Bank, die – auch dank der Kontakte seiner Frau Auguste, Tochter des angesehenen Frankfurter Bankiers Hahn – bald überregionale Bedeutung erlangte. Elkan Feuchtwanger handelte in München zuerst mit Textilien und Naturalien, bevor er um 1880 in Haidhausen eine Rinderfett- und Margarinefabrik in Betrieb nahm. Sie wurde nach seinem Tod von Lions Vater Sigmund und nach dessen Tod von Lions jüngerem Bruder Fritz erfolgreich fortgeführt, bis dieser 1938 im KZ gezwungen wurde, das Unternehmen entschädigungslos herzugeben.

In München fanden die Feuchtwangers eine jüdische Gemeinde vor, die sich 1815 konstituiert und damit ihre Selbständigkeit erlangt hatte. Bis dahin zählten die in München ansässigen Juden zur Gemeinde in Kriegshaber bei Augsburg und besuchten die dortige Synagoge, soweit sie sich nicht in der Betstube versammelten, die seit 1763 in München im Tal existierte. 1826 – also immerhin sieben Jahre vor der Einweihung des ersten evangelischen Gotteshauses, der Matthäus-Kirche – wurde in München die erste Synagoge an der heutigen Westendriederstraße – damals hieß sie Theaterstraße – eingeweiht; übrigens in Anwesenheit König Ludwigs I., seiner Gattin Therese und anderer Honoratioren, darunter auch Vertreter der Stadt.

Die Gemeinde wuchs aus den schon angedeuteten Gründen schnell. Lebten 1818 nur 479 Juden in München, waren es 1840, bevor die Feuchtwangers hierher kamen, bereits 1 423 und 1900 über 8 700.

In der Gemeinde, die zunächst den hergebrachten Übungen und Gewohnheiten folgte, kam es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu Spannungen, weil ein Teil ihrer Mitglieder mit manchen Neuerungen nicht einverstanden war. So wideretzten sich diese der von der Mehrheit befürworteten Einführung eines Gebetbuchs mit deutschen Übersetzungen der hebräischen Texte und der Mitwirkung eines Chores am Gottesdienst. Noch lebhafter wurde über die Installierung einer Orgel gestritten. Das führe zu einer „Protestantisierung“ der jüdischen Religion, erklärte die Gruppe, die an der orthodoxen Tradition festhalten wollte und deshalb in der Kanalstraße eine eigene Betstube einrichtete, aus der dann bald nach der Einweihung der Hauptsynagoge an der Herzog-Max-Straße 1892 die selbständige Synagoge „Ohel Jakob“ an der späteren Herzog-Rudolf-Straße hervorging. Die Feuchtwangers, einschließlich der Eltern Lion Feuchtwangers, hielten sich von Anbeginn an zu dieser Minderheit und nahmen dort – beispielsweise im Synagogenverein – über Jahrzehnte hin führende Positionen ein.

Experten belegen übrigens die auf den ersten Blick erstaunliche Tatsache, dass es immer wieder zur Zusammenarbeit zwischen der jüdischen Orthodoxie und dem politischen Katholizismus kam und in orthodoxen Zeitschriften regelmäßig zur Wahl des Zentrums aufgefordert wurde. Vom Gedanken des Zionismus war man in München vor der Jahrhundertwende nicht angetan. Herzls Plan, den ersten Zionistenkongress in München zu veranstalten, scheiterte am Widerstand der Münchner Kultusgemeinde. Er fand deshalb 1897 in Basel statt. Erst nach dem Ersten Weltkrieg fasste der Zionismus allmählich auch in München Fuß.

In der Familie der Eltern Lion Feuchtwangers – die Mutter Johanna, eine geborene Bodenheimer und Tochter eines Darmstädter Getreidegroßhändlers – war die Einhaltung der jüdischen Gesetzesvorschriften auch im Alltag eine Selbstverständlichkeit. Die Religion war für die Feuchtwangers die sinngebende Leitlinie. Mit dem Zionismus hatte man lange Zeit wenig im Sinn. Politisch hielt man sich zurück. Dennoch sympathisierte man mit bestimmten Formen der damaligen altbayerischen Lebensweise. So war die alljährliche Sommerfri-

sche eine Selbstverständlichkeit, und von Angelo Feuchtwanger, einem Onkel Lion Feuchtwangers, wird sogar berichtet, dass er täglich die Synagoge „Ohel Jakob“ besuchte und danach ins Hofbräuhaus ging, um dort im Kreise seiner Mitbürger sein Bier zu trinken. Obendrein soll er übrigens – zu meiner Freude – auch noch jahrzehntelang Mitglied der SPD gewesen sein. Der Großvater Elkan hat überdies 1866 am bayerisch-preußischen Krieg teilgenommen. Auf die Verwundung, die er dabei erlitt, soll er später häufiger mit einem gewissen Stolz aufmerksam gemacht haben.

In diese Welt wurde Lion Feuchtwanger am 7. Juli 1884 als Ältester von insgesamt neun Geschwistern hineingeboren. Also in eine wohl-situier-te bürgerliche, aber religiös orthodoxe Familie. Und in eine noch immer katholisch geprägte, sich weiterhin sehr lebhaft entwickelnde Stadt, in der sich die Familie sichtlich wohl fühlte und an deren kulturellem Leben sie durchaus Anteil nahm.

Gewiss gab es auch in München antisemitische Äußerungen. 1875 entzündete sich an einem im Glaspalast ausgestellten Gemälde von Max Liebermann, das den zwölfjährigen Jesus im Tempel mit einem wenig einnehmenden Äußeren und den Tempel als Synagoge zeigte, eine Debatte mit antisemitischen Untertönen. Und 1891 wurde in Gestalt des „deutsch-sozialen Vereins“ sogar eine antisemitische Organisation gegründet. Aber das waren – noch – Randerscheinungen innerhalb eines friedlichen Zusammenlebens. Immerhin war der jüdische Kaufmann Moritz Guggenheimer von 1870 bis 1879 sogar Vorsitzender des Kollegiums der Gemeindebevollmächtigten und einer der profiliertesten Repräsentanten der Liberalen, die im Rathaus in der Zeit von 1875 bis 1908 immer wieder die Mehrheit stellten. Auch die Tatsache, dass die jüdische Hauptsynagoge und die evangelische St. Lukas-Kirche von ein- und demselben Architekten – Albert Schmidt – entworfen und gebaut wurden, erregte niemanden.

Lion Feuchtwanger besuchte ab 1890 zuerst die Grundschule am Sankt-Anna-Platz und dann das Wilhelms-Gymnasium.



2 Sigbert, Lion und Ludwig Feuchtwanger auf einer Bergtour

Das war seinerzeit eine strenge Schule, von der er später schrieb: „Die Klassiker wurden in sorglich gereinigten Ausgaben gelesen. Alles, was mit Sexus zusammenhing, wurde ängstlich herausgeschnitten und vermieden. Es herrschte Disziplin, Würde, gipserne Antike, Heuchelei.“² Er habe sich dort von den anderen Schülern infolge seines zu Hause selbstverständlich gelebten Judentums als gründlich verschieden empfunden, lugten doch die Quasten seines Gebetsmantels unter seinem Hemd hervor. Und am Samstag musste er sich seine Schultasche von einem anderen Schüler tragen lassen. Deshalb hielt er sich mehr an seine Brüder und Vettern, die gleichzeitig mit ihm das Gymnasium besuchten. Dennoch muss er recht fleißig gelernt haben. Die Zeugnisnoten im Abitur, das er 1903 am Wilhelms-Gymnasium ablegte, sprechen jedenfalls dafür.

Vom Wintersemester 1904/05 an studierte Lion Feuchtwanger an der Ludwig-Maximilians-Universität in München und dann ein Jahr lang in Berlin Philologie, Philosophie, Anthropologie und Geschichte. Zugleich genoss er ein recht bohémehaftes Studentendasein und besuchte gelegentlich auch, mit Frack und Chapeau claqué angetan, sogenannte „Lebemänner-Tanzlokale“. Die Beschränkung des Aktionsradius auf Geselligkeiten jüdischer Kommilitonen lockerte sich so allmählich. Seine Sympathie für seine Heimatstadt blieb in diesen Jahren unverändert. Als er 1906 von Berlin zurückkehrte, schrieb er in sein Tagebuch, dass seine Stimmung schlagartig besser geworden sei, als er wieder süddeutsche Laute vernahm und sich sogleich in das Münchner Faschingstreiben stürzen konnte. Später verkehrte er gerne in den Torggelstuben und im legendären Café Stephanie. Dort gehörte er auch dem Stammtisch von Frank Wedekind an.

1907 wurde er über Heinrich Heines „Der Rabbi von Bacherach“ promoviert. Da führte er schon nicht mehr das Leben eines streng observanten Juden. Eine Konversion aber, die ihm sein Doktorvater, Franz Muncker, in Zusammenhang mit einer von ihm begonnenen Habilitationsschrift über „Die Anfänge des deutschen Journalismus“ empfahl, da er sonst keine Aussicht auf eine spätere Professur habe, lehnte er indes – übrigens ähnlich wie Thomas Manns Schwiegervater Alfred Pringsheim – entschieden ab. Stattdessen bestritt er seinen Lebensunterhalt mit kleineren journalistischen Arbeiten und

² Lion Feuchtwanger: *Centum Opuscula*. Rudolstadt 1956, S. 365 f.

mit Theaterkritiken. Auch entdeckte er allmählich seine literarischen und poetischen Fähigkeiten. Zugleich erregte er Aufmerksamkeit als einer der führenden Köpfe des literarischen Vereins Phoebus, der in München Stücke umstrittener Autoren und auch Lion Feuchtwangers erste dramatische Versuche zur Aufführung brachte.

1912 heiratete er die Münchenerin Marta Löffler. Sie stammte aus einer angesehenen jüdischen Kaufmannsfamilie, die mütterlicherseits seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in München ansässig war. Diese Verbindung gab seinem Bezug zu München eine zusätzliche Dimension.

Die Nachricht vom Attentat auf den österreichischen Thronfolger überraschte das Paar Ende Juni 1914 auf einer Mittelmeerreise in Tunis. Nur mit Mühe und Dank einer mutigen Intervention seiner Frau bei der Polizei konnten sie Tunis gerade noch rechtzeitig verlassen und vor Kriegsbeginn nach München zurückkehren. Wie in anderen deutschen Städten herrschte in diesen Tagen hier eine ausgesprochene Kriegseuphorie, die sich auch auf die jüdischen Gemeinschaften erstreckte und von der ja auch die Sozialdemokratie erfasst wurde. Beide Feuchtwangers teilten diese Euphorie nicht und traten damit erstmals in einen erkennbaren Gegensatz zur Befindlichkeit der meisten Menschen der Stadt, in der sie lebten. Lion Feuchtwanger war aus gesundheitlichen Gründen nur vorübergehend Soldat. 1917 schrieb er das Drama „Die Kriegsgefangenen“, das die Greuel des Krieges und die Selbstgerechtigkeit der Alldeutschen sehr anschaulich werden ließ. Damit traf er die Empfindungen einer allmählich wachsenden Minderheit, stieß aber auf die Ablehnung derer, die damals auch in München noch die Mehrheit bildeten.



3 Lion Feuchtwanger

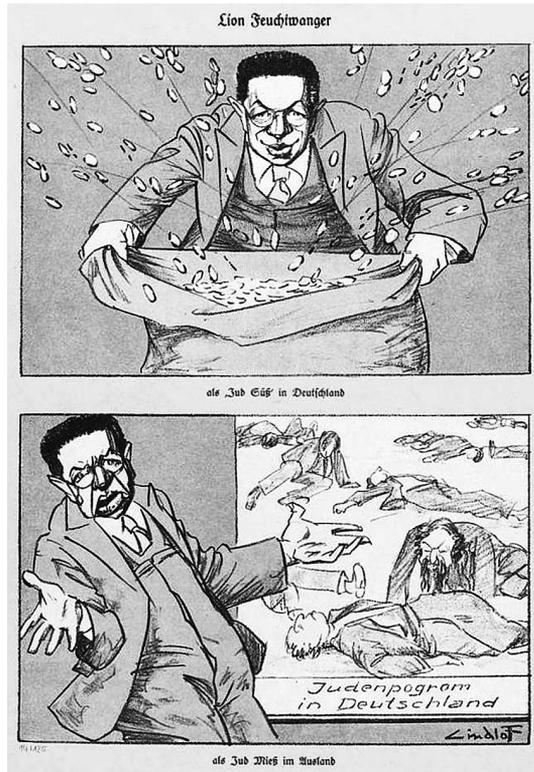
Dann begann im November 1918 im Leben Lion Feuchtwangers der Abschnitt, der sein Verhältnis zu München in besonderer Weise geprägt hat. In München begann die Revolution bereits am 7. November 1918; hier wurde der Ministerpräsident Kurt Eisner am 21. Februar 1919 ermordet, als er auf dem Weg zum Landtag war, um nach der verlorenen Wahl seinen Rücktritt zu erklären; hier kam es im März und April 1919 zu den zwei aufeinander folgenden Räterevolutionen, deren Niederschlagung mit viel mehr Gewalt einherging, als sie während der Räteherrschaft geübt wurde. Feuchtwanger hatte in dieser Zeit Kontakt zu Männern wie Erich Mühsam und Ernst Toller und war sicherlich ein Befürworter eines demokratischen Deutschlands. Radikalismus lag ihm aber fern. Ihren literarischen Niederschlag fand seine damalige Haltung in seinem Roman „Thomas Wendt“. In ihm porträtierte er einen jungen Schriftsteller, der eindeutige Züge Ernst Tollers trägt und zum Führer der Unterdrückten wird, an der brutalen Realität der Revolution jedoch scheitert.

Vor allem aber wurde München zur Keimzelle des Nationalsozialismus, schon vor und erst recht nach dem Hitlerputsch vom 9. November 1923. Es hatte auch seinen Grund, dass der Diktator 1935 München den Titel „Hauptstadt der Bewegung“ verlieh. Nicht verschwiegen werden sollte allerdings, dass die NSDAP bei den letzten, zumindest formalrechtlich freien Wahlen am 5. März 1933 hier nur 37 Prozent erreichte und damit unter dem Reichsdurchschnitt blieb.

Warum sich das alles so entwickelte, warum aus dem liberalen München, aus einer Stadt, in der die Sozialdemokraten bei den Reichstagswahlen 1912 immerhin 52,4 Prozent erreichten und beide Reichstagswahlkreise eroberten, in der Juden und Nichtjuden insgesamt friedlich miteinander lebten, innerhalb von weniger als 20 Jahren der Ort werden sollte, von dem die deutsche Katastrophe ihren Ausgang nahm, kann ich hier nicht im einzelnen darlegen. Einige Besonderheiten Münchens sind zu erwähnen: unter anderem eine weit verbreitete Ablehnung der Republik und eine ebenso betonte Bejahung der Monarchie, wie sie beispielsweise Kardinal Faulhaber auf dem Katholikentag des Jahres 1922 in München äußerte. Von Verrat war da mit der Folge die Rede, dass Konrad Adenauer, der damalige Präsident des Katholikentags, dem Kardinal öffentlich widersprach. Ähnliche Töne wie Faulhaber schlugen die „Münchner Neuesten Nachrichten“ an. Im Leitartikel vom 2. April 1924 hieß es da einen Tag nach der Verkündung des

Urteils gegen Hitler und die mit ihm am Putsch vom 9. November 1923 Beteiligten wörtlich: „Wir machen keinen Hehl daraus, dass unsere menschlichen Sympathien auf Seite der Angeklagten in diesem Prozess und nicht auf Seite der Novemberverbrecher vom Jahre 1918 stehen.“³ Eine alte Abneigung gegen Preußen und gegen Berlin, die alle Vorwürfe in dieser Richtung von vornherein bei vielen auf offene Ohren stoßen ließ und dazu führte, dass Bayern „als sogenannte Ordnungszelle“ propagiert wurde, kam hinzu. Eine „Ordnungszelle“, aus der staatenlose Juden schon 1920 als Schmarotzer nach Polen ausgewiesen werden sollten. Eine „Ordnungszelle“, deren Justiz die Rechten, insbesondere die Fememörder und die sogenannten „Völkischen“ begünstigte und die die sogenannten Linken und die Verteidiger der Republik mit größter Härte verfolgte und dabei auch vor Rechtsbrüchen nicht zurückschreckte. Eine „Ordnungszelle“ schließlich, die den Ausschlag gab, dass 1925 Hindenburg Reichspräsident wurde, weil die Bayerische Volkspartei ihren Wählern empfahl, nicht für den Zentrums kandidaten Marx, sondern für Hindenburg zu stimmen. Gewiss spielte auch die Erinnerung an die Wochen der Räterevolution und die mit ihr verbundene Angst vor dem Bolschewismus eine gewisse Rolle. Aber sie allein erklärt das nicht, was jetzt geschah.

Natürlich lässt sich das alles nicht generalisieren. Und die Sozialdemokratie hat gerade in München bis zuletzt Wider-



4 Antisemitische Karikatur Feuchtwangers aus der Satire-Zeitschrift „Kladderadatsch“ vom 16. April 1933

³ Otto Gritschneider: Der Hitler-Prozess und sein Richter Georg Neithardt. Skandalurteil von 1924 ebnet Hitler den Weg. München 2001, S. 55.

stand geleistet und beispielsweise auch das spezielle bayerische Ermächtigungsgesetz als einzige Partei abgelehnt. Aber sie war zu schwach. Und zu viele ließen sich gleichschalten, als Widerspruch geboten gewesen wäre. Danach konnten diejenigen, die in München aktiven Widerstand leisteten, die Katastrophe nicht mehr aufhalten.

Lion Feuchtwanger schilderte diese Situation in seinem Roman „Erfolg“, der 1930 erschien, meisterhaft bis ins Detail: „Früher hatte die schöne, behagliche Stadt die besten Köpfe des Reiches angezogen. Wie kam es, daß die jetzt fort waren, daß an ihrer Stelle alles, was faul und schlecht war im Reich und sich anderswo nicht halten konnte, magisch angezogen nach München flüchtete?“⁴ Manche sagten damals, er habe München denunziert und verteufelt. Das ist nicht wahr, er war im Gegenteil sehr dicht an der Realität. Ohne Mühe ließen sich sogar die einzelnen Personen des Romans identifizieren: etwa Rupert Kutzner als Adolf Hitler, oder Franz Flaucher als Gustav von Kahr, seinerzeit Generalstaatskommissar, Ludwig Thoma als Lorenz Mathäi und Bert Brecht als Kaspar Pröckl. Sicher war „Erfolg“ auch eine Abrechnung mit seiner Vaterstadt, aber genauso war das Buch eine Warnung, eine Warnung, die kein Gehör fand.

Verlassen haben Marta und Lion Feuchtwanger München schon 1925, als sie nach Berlin übersiedelten. Damals hatte Lion Feuchtwanger mit seinem Roman „Jud Süß“, dessen Stoff Goebbels später mit dem gleichnamigen Film Veit Harlans in hetzerischer Weise missbrauchte, bereits internationales Ansehen erworben. Seine dann in Berlin und später im Exil entstandenen Werke, von denen ich nur den 1932 erschienenen „Jüdischen Krieg“ und „Exil“ erwähne, haben ihn endgültig zu einem weltweit anerkannten Schriftsteller gemacht.

Sicher hat Feuchtwanger nach seinem Wegzug schon deshalb weiterhin Kontakte nach München unterhalten, weil viele Mitglieder der Großfamilie Feuchtwanger dort bis zu ihrer Flucht lebten. Überrascht hat ihn das, was nach 1933 in München geschah, wahrscheinlich nicht. Auch dass im Mai 1933 seine Bücher mit verbrannt wurden, hat er wahrscheinlich für selbstverständlich gehalten; ebenso, dass ihm bereits im August 1933 die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt wurde.

⁴ Lion Feuchtwanger: Erfolg. Drei Jahre Geschichte einer Provinz. Berlin 1930, S. 41.

Dass die Reichspogromnacht am 9. November 1938 vom Festsaal des alten Münchner Rathauses aus durch eine – im wahren Sinne des Wortes – „Brandrede“ Joseph Goebbels' ausgelöst wurde, konnte er hingegen kaum voraussehen. Aber damit, dass in München alle Maßnahmen gegen Juden früher in Gang gesetzt und radikaler vollzogen werden würden, rechnete er vermutlich durchaus.

Er selbst kehrte 1933 von einer Auslandsreise nicht mehr nach Deutschland zurück. Zunächst lebte das Ehepaar in Südfrankreich. Von da aus unternahm Lion Feuchtwanger 1936 eine Reise, die in Exilkreisen keinen ungeteilten Beifall fand und ihm nach Kriegsende lange vorgehalten wurde. Er folgte nämlich einer Einladung des sowjetischen Schriftstellerverbandes und der Allunionsorganisation für kulturelle Verbindungen nach Moskau, wurde dort sogar von Stalin empfangen und äußerte sich anschließend in einem Reisebericht außerordentlich positiv über die Sowjetunion, während er über die damals laufenden Schauprozesse schwieg.⁵ Wahrscheinlich trifft die Feststellung zu, dass Feuchtwanger im Grunde nur eine vage Vorstellung vom Kommunismus hatte und zeit lebens der bürgerlichen Welt verhaftet blieb. Dennoch bleibt der Widerspruch, dass derselbe, der die Absichten des Nationalsozialismus so früh erkannte, bis zu seinem Lebensende gegenüber dem Stalinschen Gewalt- und Unrechtssystem blind blieb.

Nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges wurde er zunächst in einem Lager in Les Milles und dann in Nîmes interniert. Die schlimmen Lebensbedingungen der deutschen Emigranten in diesen und in anderen Lagern schilderte er in einer Art retrospektivem Tagebuch unter dem Titel „Der Teufel in Frankreich“. 1940 gelang ihm die Flucht in die USA, wo er bis zu seinem Tod im Dezember 1958 in Pacific Palisades, in der eingangs bereits erwähnten Villa Aurora wohnte. Sie entwickelte sich bald zu einem Treffpunkt von exilierten Schriftstellern und Künstlern, die ebenfalls in Los Angeles Zuflucht gefunden hatten, unter ihnen Bert Brecht, Thomas und Heinrich Mann, Hans Eisler, Kurt Weill und Arnold Schönberg. Auch dort schrieb er unermüdlich, darunter sehr bemerkenswerte

⁵ Lion Feuchtwanger. Moskau 1937. Ein Reisebericht für meine Freunde. Amsterdam 1937.

5 Die Villa Aurora in Pacific Palisades zu der Zeit, als das Ehepaar Feuchtwanger sie bewohnte



Essays, von denen ich nur den Aufsatz „Vom Geschichtsbewusstsein der Juden“ erwähne.⁶

Nach München ist Lion Feuchtwanger nie mehr zurückgekehrt. Er wurde dazu auch nicht eingeladen. Dennoch gab es weiterhin Kontakte zwischen ihm und München. So übersandte ihm die philosophische Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität auf Betreiben seines damaligen Verlegers Karl Dietz im Januar 1953 eine Neuausfertigung seines Doktordiploms, in dem der Titel des Werkes von Heinrich Heine, mit dem er promoviert worden war, kurioserweise mit „Der Rabbi von Biberach“ wiedergegeben wurde. Die komplexe Vorgeschichte und die näheren Umstände, die dieser Neuausfertigung vorangingen und der Universität nicht gerade zum Ruhme gereichten, hat Stefanie Harrecker in ihrer Studie über „Die Aberkennung der Doktorwürde an der Ludwig-Maximilians-Universität während der Zeit des Nationalsozialismus“⁷ im Einzelfall dargestellt. Feuchtwanger bestätigte den Eingang

⁶ Lion Feuchtwanger: Vom Geschichtsbewusstsein der Juden. In: Hans Lamm: *Vergangene Tage*. München 1982, erstmals 1958, S. 262–265.

⁷ Stefanie Harrecker: *Degradierte Doktoren. Die Aberkennung der Doktorwürde an der Ludwig-Maximilians-Universität München während der Zeit des Nationalsozialismus*. München 2007. Wie Stefanie Harrecker zeigt, war Lion Feuchtwangers Doktordiplom mitsamt seinem ganzen, in Berlin verbliebenen Eigentum konfisziert worden. Seine Doktorwürde hat ihm die Universität München – paradoxerweise und anders als bislang angenommen – aber niemals aberkannt. Harrecker: *Degradierte Doktoren*, S. 197–215.

der Urkunde kurz darauf und schrieb an den Dekan der Fakultät: „Ich freue mich sehr darüber und wünsche der Universität, der ich viel verdanke, von Herzen Wachstum und Blüte.“⁸

Vier Jahre später verlieh ihm die Landeshauptstadt im Juli 1957 nach einer lebhaften und kontroversen Diskussion im Stadtrat den Literaturpreis. Dabei wurde seine inzwischen weltweite Bedeutung als Schriftsteller anerkannt. Die Gegner der Preisverleihung verwiesen demgegenüber auf seinen Roman „Erfolg“, den sie auch zwölf Jahre nach Kriegsende immer noch als eine Verzerrung und Kränkung der Stadt charakterisierten. Feuchtwanger zeigte sich über die Verleihung erfreut. In einem Dankesbrief an den damaligen Kulturreferenten Herbert Hohenemser schrieb er: „Es ist mir eine Herzensfreude, dass mir meine Heimatstadt nach so vielem Auf und Ab den Literaturpreis zuerkannte; dass die Wahl auf mich fiel, scheint mir ein Zeichen wachsender innerer Befriedung und ich nehme den Preis mit warmem Dank an. Ich freue mich darauf, München bald wiederzusehen.“⁹

Das hätte ein guter Abschluss der Geschichte eines spannungsreichen Verhältnisses zwischen Lion Feuchtwanger und seiner Geburtsstadt sein können. Aber es sollte offenbar nicht sein. Im Herbst 1957 wurde nämlich bekannt, dass Feuchtwanger zum vierzigsten Jahrestag der Oktoberrevolution ein Glückwunschs Schreiben an die Regierung der Sowjetunion gesandt hatte. Die Behauptung, er habe es mit dem Zusatz „Literaturpreisträger der Stadt München“ unterzeichnet, erwies sich als unzutreffend. Dennoch kam es im Stadtrat noch einmal zu einer lebhaften Diskussion, bei der offenbar auch an seine Moskaureise im Jahre 1936 erinnert und ihm Sympathie für den Kommunismus vorgeworfen wurde. Die Debatte endete mit einem Beschluss, in dem festgestellt wurde, dass „der Literaturpreis der Stadt München nur die künstlerische Leistung, nicht die politische Haltung des Geehrten anerkennt, von der wir uns entschieden distanzieren“.¹⁰ In einem Telegramm, das Feuchtwanger in diesem Zusammenhang an den Kulturreferenten Herbert Hohenemser sandte, findet sich üb-

⁸ Schreiben Lion Feuchtwangers vom 10.2.1953, zitiert nach Harrecker: Degradierete Doktoren, S. 197.

⁹ Brief von Lion Feuchtwanger, zitiert nach: Der Sudetendeutsche, Nr. 44, 2.11.1957.

¹⁰ Stadtratsbeschluss über Distanzierungsantrag vom Dienstag, den 5. November 1957, zitiert nach: Münchner Merkur, Nr. 267, 6.11.1957 und Die Abendzeitung, Nr. 265, 5.11. 1957.

rigens die Bemerkung, dass in der „Verständigung mit der Sowjetunion der einzige Weg zur Wiedervereinigung Deutschlands“ läge.¹¹ So problematisch diese Aussage sein mag, ein Stück Wahrheit steckt dennoch darin. Denn gegen den Willen der Sowjetunion wäre die deutsche Einheit auch 1990 nicht zustande gekommen.

Am 21. Dezember 1958 ist Lion Feuchtwanger gestorben. Es hat dann geraume Zeit gedauert, bis sich München uneingeschränkt zu seinem großen Sohn bekannte. 1980 wurde in den Räumen der Bayerischen Rückversicherung am Tucherpark eine von Otl Aicher gestaltete Ausstellung veranstaltet, die dem „Erfolg“ gewidmet war. 1982 wurde das Gymnasium an der Freiliggrathstraße nach ihm benannt.

Was bleibt? Lion Feuchtwanger war ein Münchner und ist das wohl in seinem eigenen Bewusstsein ein Leben lang geblieben. Thomas Mann erwähnt in einem Aufsatz zu seinem siebenzigsten Geburtstag, dass seine Sprache auch im Exil anheimelnd münchenerisch gefärbt gewesen sei. In seiner Jugend voller Sympathie für die guten Seiten seiner Stadt hat er zu Beginn der dreißiger Jahre des letzten Jahrhunderts hellseherisch vor der heraufziehenden Katastrophe gewarnt, vor der er sich selbst dann nur durch die Flucht retten konnte. Aus dem Exil hat er das Wüten des NS-Gewaltregimes und die Auslöschung der Münchner, der deutschen und der europäischen Juden mit Entsetzen und aufbäumendem Protest verfolgt. Auch viele Angehörige seiner Großfamilie sind in dieser Zeit ermordet worden. Nach dem Ende des Krieges kam es wieder zu einem von Spannungen nicht freien Kontakt mit München. Heute wäre Lion Feuchtwanger mit der Verfassung und der Befindlichkeit seiner Stadt, in der die jüdische Gemeinschaft wieder zu einem festen Bestandteil des Gemeinwesens geworden ist, wohl zufrieden. Und das auch deswegen, weil sich darin die endgültige und historische Niederlage des verbrecherischen Wahns dokumentiert, der von hier seinen Ausgang nahm.

BILDNACHWEIS
Abb.1–3 und 5:
Feuchtwanger Memorial
Library, Special Collection,
University of Southern
California. –
Abb. 4: Bayerische Staats-
bibliothek, München

¹¹ Telegramm vom 1.11.1957, zitiert nach: Süddeutsche Zeitung, Nr. 266, 6.11.1957; Münchner Merkur, Nr. 267, 6.11.1957 und Münchner Stadt- und Anzeiger, Nr. 45, 8.11.1957.

Rachel Salamander

„Es hat etwas Versöhnendes“ – Das Schreiben der Gerty Spies

Gerty Spies hat Glück gehabt. Angesichts ihres Schicksals heißt das, Glück im Unglück haben. Es ist das Glück im Sinne von *fortuna*, das einem nämlich als Zufall entgegenkommt. Gerty Spies hat überlebt. In der nationalsozialistischen Vernichtungsmaschinerie war jüdisches Leben der Zufall, sein Tod die Regel. Aus den überlieferten Zeugnissen wissen wir, dass auch die, die nicht überlebten, gewünscht und gehofft hatten, das Inferno zu überstehen. Aus München waren um die 12 000 Juden vertrieben oder ermordet worden, alle, die sich hier aufhielten. Zurückgekommen sind nicht mehr als 160. Sie hatten Glück.

Die Münchner Juden kamen im November 1941 an die Reihe, andernorts im Reich hatten die Deportationen bereits im Oktober begonnen. 43 Transporte gehen in die Vernichtungslager nach Osten: Kaunas, Piaski bei Lublin und Auschwitz. 40 Transporte nach Theresienstadt. Mitten im schönen München organisiert die Stapoleitstelle im Wittelsbacher Palais in der Briener Straße die Todesfrachten, die vom Münchner Hauptbahnhof aus Fahrt aufnehmen.

„Der 17. Juli 1942 war ein warmer Sommertag. Ich ging von einem Abendbesuch nach Hause – heimlich, ängstlich, nach allen Seiten mich umblickend, ob auch niemand mich sähe. Denn es war schon lange neun vorbei, und ich hätte nicht mehr unterwegs sein dürfen. – Halt, kein Licht im Treppenhause – lieber im Dunkeln mich hinauftasten. Das Haus war voller Verrat, voller fremder Augen.

Ich öffnete die Tür, machte Licht – am Boden lag ein dicker gelber Brief. Was war das! Mein Herz begann heftig zu pumpen. Von der Kultusgemeinde? Ich stürzte ins Zimmer, legte den Brief auf den Tisch – ich wusste alles: Transport.“¹

Mit einer „Unzahl von Anordnungen und Befehlen“ kam das Unheil ins Haus. Aufgewachsen mit dem Rest der Übriggebliebenen, ist mir seit meiner Kindheit nie die Frage aus dem Kopf

¹ Gerty Spies: Drei Jahre Theresienstadt. München 1984, S. 33.

gegangen, wie ein Mensch mit dem plötzlichen Umstand fertig werden kann, von heute auf morgen Freiwild zu sein. Angekündigt hatte sich die Tragödie der Juden längst, nahezu zehn Jahre lang bis zu diesem Sommertag im Juli 1942.

1945 fasst Gerty Spies in ihrem Gedicht „So war es“ den Verlauf zusammen.

SO WAR ES

*Früh, wenn du auf dem Weg zur Arbeit
Die schwarz gehöhlten Straßen misst,
Raunen die Ecken dir entgegen:
Vergiss nicht, dass du Jude bist.*

*Und suchst du, um dein Brot zu schlingen,
Dir eine Bank an stillem Ort,
So schreit die Bank: Steh auf, du Jude!
Du schrickst empor und schleichst dich fort.*

*Wenn sich die Kinder unterm Spiele
Nach deines Schattens Schatten drehn,
Du siehst in ihren hellen Zügen
Nichts als des Teufels Grinsen stehn.*

*Wenn gar ein Blitz aus scharfem Auge
Dich seitlich trifft und jäh erkennt –
Das Pflaster wölbt sich dir entgegen,
Das Herz erstarrt, die Sohle brennt.*

*Triffst dich zur müden Abendstunde
Ins Ohr der Klingel greller Stich,
Schnellt dich der Stuhl aus seinen Armen:
Jetzt sind sie da! Jetzt holt man dich!*

*Du suchst den Wald. Die Bäume rauschen,
Und „Jude“ raunt es ohne Ruh.
Das Echo schwillt, die Berge rufen
Dir „Jude, Jude, Jude!“ zu.*

*Es jagt dich über weite Felder,
Durch stille Dörfer fliehst du hin.
Allein, allein! – Da schreit's von innen:
O Fluch, dass ich ein Jude bin!*

*Du klammerst an den toten Steinen
Dich fest und horchst in sie hinein,
Ob sie zum Leben nicht erwachen
Und deiner Unschuld Schande schrein.*

*Was gilt des Hungers irres Nagen,
Der Heimatlosen strömend Heer!
Wer solche Marter je ertragen,
Dem sprang das Herz und heilt nicht mehr.²*

Gerty Spies hatte gehofft, als sogenannte Privilegierte mit Kindern von einem protestantischen Ehemann vor der Deportation geschützt zu bleiben. Tatsächlich fanden sich 1945 vereinzelt Juden in der Stadt, weil sie mit einem Nichtjuden verheiratet waren. Gerty Spies hatte sich allerdings von ihrem Mann, einem Chemiker, bereits 1927 nach sieben Jahren Ehescheiden lassen – wegen Untreue, wie man in einem solchen Lebenslauf hinzufügen muss, nicht aus politischen Gründen. Bis zur Deportation profitierte sie von dem Status, weitläufig einer christlichen Familie anzugehören. Ihre 1921 zur Welt gekommene Tochter konnte als „Halbarierin“ weiterhin das Lyzeum besuchen, von dem sie Gerty Spies dann doch vorzeitig wegen zu schlechter Behandlung nehmen musste. Die Mitschülerinnen sprachen nicht mit ihr, in den Pausen stand sie allein, die Lehrerin drangsalierte sie.³ Der privilegierte Status bewahrte die geborene Gertrud Gumprich wohl davor, bereits in die 1941 eingerichteten Massenquartiere am nördlichen und östlichen Stadtrand von München ziehen zu müssen, wodurch sie wahrscheinlich der ersten Deportation von 1 000 Münchner Juden am 20. November 1941 nach Litauen entging. Sie musste zwar mit sechs anderen Jüdinnen Zwangsarbeit im Bruckmann-Verlag verrichten. Doch trotz des langen täglichen Fußweges – Juden durften die Straßenbahn nicht benutzen – und trotz der Schwerstarbeit war sie dankbar, zunächst von schlimmeren Maßnahmen ausgenommen zu sein.

Gerty Spies hielt es nicht aus, mit der Nachricht alleine zu bleiben. Ihre Tochter war nicht zu Hause. Sie wollte einen „Be-

² Gerty Spies: Im Staube gefunden. Gedichte. Eine Auswahl. (Vorwort von Rachel Salamander.) München 1987, S. 10.

³ Gerty Spies: Lebenslauf. In: Unterwegs. Rheinland-pfälzisches Jahrbuch für Literatur. Bd. 4. Hg. von Sigfrid Gauch, Gabriele Weingartner, Josef Zierden. Frankfurt am Main 1997, S. 170–176, hier S. 173.

kannten“ bitten, die Nacht bei ihr zu verbringen. Doch es kam, wie es bei Deutschen unterm Nationalsozialismus kommen musste. Das Telefon war ihr bereits genommen worden. In ihrem Hause wohnten vorwiegend höhere Beamtenfamilien. Keiner sprach mehr mit ihr, im Gegenteil, sie wurde beschimpft und beim „Ortsgruppenleiter“ denunziert.⁴ Sie versuchte, bei einem der noch grüßenden Nachbarn telefonieren zu dürfen. Nachdem der Mann den Grund für ihre Bitte erfahren hatte, schüttelte er den Kopf, sah sie traurig an und schloss seine Tür.⁵

Gerty Spies dichtet:

*Was ist des Unschuldigen Schuld –
Wo beginnt sie?
Sie beginnt da,
Wo er gelassen, mit hängenden Armen
Schulterzuckend daneben steht,
Den Mantel zuknöpf, die Zigarette
Anzündet und spricht:
Da kann man nichts machen.
Seht, da beginnt des Unschuldigen Schuld.⁶*

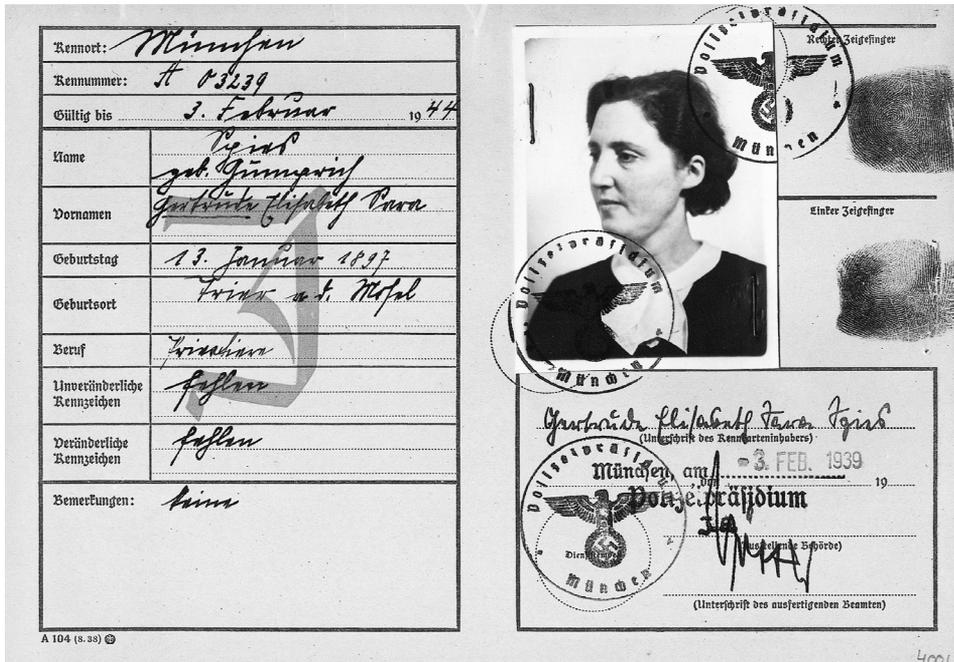
Drei Tage später stand ihre Tochter Ruth am Fenster ihrer geräumigen Wohnung in einem der schönen Schwabinger Häuser in der Destouchesstraße und sah sie kommen. Tochter und Mutter standen vor dem Abschied. Welch eine Dramatik: Die Mutter muss gehen, mit ungewissem Ausgang, ihre Tochter bleibt zurück. Würden sie sich je wiedersehen? Offensichtlich war zwischen ihnen die Situation besprochen worden. In der Erzählung „Das schwarze Kleid“ lesen wir: „In der Tür standen zwei Männer. ‚Im Auftrag der Staatspolizei‘, sagte der eine. Der andere durchschritt die Räume und drückte sein Siegel auf jeden Gegenstand, der zum Besitz der Frau Riedel gehörte. Elsbeth stand stumm und sah zu. Sie fühlte die feste, warme Hand ihres Jungen sich um die ihre schließen, und er hielt sein Versprechen, nach dem er sich jeder Hingebung und Zärtlichkeit beim Abschied enthalten wollte.“⁷

⁴ Ebd., S. 172.

⁵ Spies: Drei Jahre, S. 34.

⁶ Spies: Im Staube gefunden, S. 67.

⁷ Gerty Spies. Das schwarze Kleid. Eine Erzählung. München 1992, S. 23.



Vom Lager Milbertshofen aus, wo sie und die „zusammengewürfelte Gemeinschaft“ eine Nacht festgehalten wurden und man das mitgebrachte Gepäck sogleich um die Hälfte reduzierte, brachte sie ein geschlossener Möbelwagen zur Bahn. Auf einem Nebengleis wurden sie verladen. Aus den umliegenden Häusern richteten sich Ferngläser auf sie, wie Gerty Spies berichtete. Sie fragte sich: „Wer von uns würde München je wiedersehen?“⁸

Der Zug fuhr ab. Er führte Menschen mit sich, die einander fremd waren, verbunden durch das „Dunkel der Zukunft“ und die Angst, was mit ihnen, weil Juden, geschehen würde. Unter Androhung, erschossen zu werden, durfte keiner den Kopf aus dem Fenster stecken. Sie kamen „durch blühende Ortschaften, reife Felder. Kirchtürme grüßten. Glocken läuteten, Wälder säumten die Straßen. ... Der Morgen kam. Wie schön muss eine Landschaft sein, die selbst Verzweifelte ihr Los vergessen lässt. Der Zug trug sie durch das Elbtal, bog aber ab in Richtung Bauschowitz.“⁹

1 Gerty Spies' Ausweis aus dem Jahre 1939 mit dem eingedruckten „J“ und dem hinzugefügten Namen „Sara“

⁸ Spies: Drei Jahre, S. 34.

⁹ Spies: Das schwarze Kleid, S. 24 f.

Wir werden immer wieder darauf stoßen, dass sich Gerty Spies noch inmitten allen Unglücks, die Perspektive nach außen, aus dem System heraus, nicht hat nehmen lassen. Diesen inneren Besitz konnte ihr niemand nehmen. Die Natur war die Gegenwelt zu dem Unmaß menschlicher Verbrechen. Hilde Domin überschrieb ein Gedicht „Und der Baum blüht trotzdem“, und Gerty Spies' Gedicht aus dem Jahre 1944: „Blumen im Exil (Berühren verboten)“ lautet:

*Ihr Astern, ihr kindlichen Blüten
Wer hat euch da hergepflanzt,
Wo die Lüge über den müden
Tautränenden Rasen tanzt!*

*Ich neig' mich in heimlicher Wonne
Hinunter – kein Zeuge darf sein! –
Und küss' euch, ihr Kinder der Sonne,
Ins goldene Auge hinein.*

*Ihr duftet nach Herbst und Vergehen –
Ich hab euch so lieb, ach, so lieb! –
Dann schau' ich: Hat's niemand gesehen? –
Als wär' ich ein lüsterner Dieb.*

*O schweigt von den frierenden Händen,
Die euren Samen versenkt!
Die Erde muss Schönheit verschwenden.
Sie fragt nicht, sie klagt nicht –
sie schenkt.¹⁰*

Der wertschätzende Blick für die Umgebung und die enge Beziehung zu Landschaft und Natur sind schon frühzeitig im Elternhaus von Gerty Spies kultiviert worden. Ihre Familie, seit vielen Jahrhunderten im Rheinland ansässig, fühlte sich denn auch unauflöslich mit der heimatlichen Gegend und ihren Menschen verbunden.

Die Mutter, Charlotte Luise Kahn, stammte aus einer kleinen rheinpfälzischen Stadt, in der nach Auskunft von Gerty Spies keine Unterschiede zwischen Juden und Nichtjuden gemacht wurden. Der Vater Sigmund Gumprich führte das von

¹⁰ Spies: Im Staube gefunden, S. 34.

seinem Vater 1857 gegründete „Herren-Bekleidungs-Maaß-Geschäft“ in Trier weiter. Er war ein angesehener und bekannter Bürger der Stadt, vor allem weil er neben seiner kaufmännischen Tätigkeit in Trierer Mundart dichtete. In diesem jüdischen, nicht frommen Elternhaus, in dem man keinen koscheren Haushalt führte, kam Gertrud am 13. Januar 1897 auf die Welt. Es gab da noch religiöse Tanten aus Frankfurt und Köln, die, ungewohnt für die Trierer Gumprichs, jeden Abend bei Kerzenlicht beteten. Sie reisten immer im September für eine Woche an, um die Gräber der Eltern zu besuchen. An Weihnachten kam die Großmutter mit Selbstgebackenem, und für die fröhliche Fastnacht im Rheinland wurde das Zwischengeschoss des Textilgeschäfts zum Tanz ausgeräumt. Religionsunterricht erteilte Rabbiner Dr. Baßfreund. Ansonsten genoss Gerty Spies die liberale Erziehung einer sich assimilierenden deutsch-jüdischen Familie. Sie wuchs behütet in einer wilhelminisch-großbürgerlichen Idylle auf. Die geistige Atmosphäre zeigte die charakteristischen Züge des jüdischen Bürgertums während des Kaiserreiches: die fraglose Identifikation mit Deutschland und der deutschen Kultur. Heimatpflege stand im Vordergrund.

Die Abende verbrachte man gewöhnlich am Familientisch mit Freunden. Der eineinhalb Jahre ältere Bruder Rudi gehörte den „Wandervögeln“ an, die „viel ins Haus kamen“.¹¹ Das gesellige Haus mit Garten und Nussbaum lag schräg gegenüber den „Römischen Bädern“. Trier, Augusta Trevirorum, die alte Römerstadt, diente den Kindern mit ihren „grasbewachsenen Trümmern“ und unterirdischen römischen Heizröhren als Spielplatz. „Ringsum lagen die Häuser in Gärten gebettet bis hinab zur Mosel, die sanft und lieblich unter der alten Römerbrücke hinfloss. Am Ufer lag ich oft des Mittags im Gras unter den Akazien und träumte den Fischerbooten nach, bis sie hinter der Brücke verschwanden. Abends saßen wir unter dem Nußbaum, hörten die Nachtigall singen . . . oder sangen selber zur Gitarre unsere alten Volkslieder.“¹² Gerty Spies haben sich diese heimatlichen Bilder eingeschrieben. Die Schönheit ihrer Geburtsstadt blieb ihr immer Maßstab: „Zur Linken und zur Rechten umgaben mich Zeugen vergangener Jahrhunderte vom frühesten Mittelalter bis zur Gründerzeit, und abschlie-

¹¹ Spies: Drei Jahre, S. 28.

¹² Ebd., S. 19 f.



2 Gedenktafel in Trier für die jüdischen Gefallenen des Ersten Weltkriegs; ganz unten Gerty Spies' Bruder Rudolf Gumprich

ßend rundet sich das Bild im Anblick der römischen Stadttors, der Porta Nigra. Wer in solch einer Stadt aufgewachsen ist, hat es schwer, sich mit dem Anblick der heute in Massen entstehenden Betonklötze abzufinden.“¹³

Trier als eine der ältesten und bedeutendsten Judengemeinden mit ihrer äußerlich schmucklosen Sandsteinsynagoge findet keine Erwähnung. Die Gumprichs nutzten die jüdischen Einrichtungen wie Schule oder Jugendbewegung nicht, obwohl die Juden Triers zu dieser Zeit alle gute Patrioten waren. Auch in der israelitischen Volksschule wurde die Treue zu Kaiser und Reich eingepaukt. Als Kaiser Wilhelm 1913 nach Trier kam, standen auch die jüdischen Volksschüler Spalier.¹⁴ Gerty Spies durfte bei der Kaiser-Geburtstagsfeier öffentlich Gedichte vortragen. Der geliebte Bruder bezahlte seine Vaterlandsliebe dann mit dem Tod. Auch

das sollte in der Hitlerei keine Rolle spielen. In der allgemeinen Kriegsbegeisterung meldete er sich wie 100 000 andere patriotische Juden freiwillig zur Armee. Als Leutnant der Reserve fiel er mit 12 000 anderen jüdischen Soldaten, dreiundzwanzig-jährig, kurz vor Kriegsende am 15. September 1918 an der Westfront. Das war der erste große Schmerz, der über die Familie hereinbrach. Auf Initiative des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten brachte man 1919 an der Wand im Inneren der Synagoge eine Gedenktafel mit den Namen der Gefallenen aus der jüdischen Gemeinde an.¹⁵ Sie überstand die Zerstörung der

¹³ Ebd., S. 27.

¹⁴ Jacques Jacobs: Existenz und Untergang der alten Judengemeinde der Stadt Trier. Trier 1984, S. 42. Vgl. auch Vladimir Raskin (Hg.): Themen des Judentums. Juden im Trierer Land. Trier 2003.

¹⁵ Ebd., S. 46; Juden in Trier. Katalog einer Ausstellung von Stadtarchiv und Stadtbibliothek Trier, März – November 1988. Hg. von der Stadtbibliothek und der Universitätsbibliothek Trier. Trier 1988, S. 105.

Synagoge 1938 und befindet sich an einer Wand im Vorraum der 1956 erbauten neuen Synagoge. Unter fünfzehn anderen Namen lesen wir den von Rudi Gumprich.

Gerty Spies hatte, als ihr Bruder fiel, gerade das Staatsexamen als Hortnerin (Kindergärtnerin) in Frankfurt bestanden und wollte weiterlernen, um Jugendleiterin zu werden. Sie gab den Plan auf, um den Eltern in Trier beizustehen. Der Vater starb 1927, die Mutter zog zwei Jahre später aus Trier fort. Gerty Spies ist nie wieder nach Trier zurückgekehrt. Sie wollte die Erinnerungen „ungetrübt“ in sich weiterleben lassen, Erinnerungen, die ihr offensichtlich in schweren Stunden Halt boten.

1929 war sie mit ihrer Tochter nach München gezogen, in ein Haus an der Ecke Hohenzollern/Wilhelmstraße, zwei Jahre später hielt sie Einzug in eine echte Bohèmewohnung in der Destouchesstraße. Vom 4. Stock aus hatte man das ganze Schwabinger Viertel im Blick. Dort sollte sie bis 1967 leben, allerdings mit der Unterbrechung von drei Jahren Theresienstadt.

Am 22. Juli 1942, nach zwei Tagen Zugfahrt durch das schöne Elbtal, kam Gerty Spies bei Regenwetter in Bauschowitz in der Tschechoslowakei an. Sie war endgültig in die Fänge derer geraten, die Deutschland vor ihr retten wollten. Zu Fuß musste die Waggonladung aus München nach Theresienstadt marschieren. Das nurmehr dürftige Gepäck wurde unterdessen gestohlen.

Gerty Spies ist 45 Jahre alt, als sie Theresienstadt betritt, die von Joseph II. 1780 errichtete Garnisons- und Festungsstadt am strategisch wichtigen Zusammenfluss von Elbe und Eger. Herausgerissen aus der zivilisierten Welt, muss sie lernen, dass im Ghetto andere Gesetze herrschen: „Das Leben – Enge, Ungeziefer, Hunger, Zwang und Angst – alles war grauenvoll, das Dasein unerträglich, der Körper schwach, die Nerven zerüttet, ein Weiterleben unmöglich.“¹⁶ Sie muss auf dem Fußboden schlafen, Krankheiten überstehen, dem Sterben zusehen, Grausamkeit, Gefangenschaft, Kälte und Einsamkeit aushalten, Sorge und Ekel. Sie wird in einem kriegswichtigen Betrieb zu immer höher geschraubter Akkordarbeit verpflichtet, und unentwegt droht noch Schlimmeres: Transport.

¹⁶ Spies: Drei Jahre, S. 50.

WOHIN?

*Nacht. In des Traumes schützenden Hafem
 Haben sich alle hinübergeschlafen.
 Ich aber lieg' und find' keine Ruh',
 Bilder bewegen sich auf mich zu,
 Flügelspitzen berühren die Kissen –
 Plötzlich wird jäh die Tür aufgerissen!
 Licht brennt ins Auge. – Und ringsumher
 Heben sich Köpfe – – schläft keine mehr.
 Tödliche Stille – kein Laut – kein Wort.
 Peitschend zerreißt es die Spannung: – Transport!
 Schmale Zettel mit grünen Streifen –
 Wen wird er verlesen! – Wen wird es ergreifen!
 Bin ich dabei – bin ich nicht dabei!
 – – – Vorüber für diesmal. Der Opfer sind drei.
 „Drei in unserer Stube allein –
 Da wird der Transport über tausend sein.“
 „Ins Dunkel! Ins Elend! Wohin wird es gehn!“
 „Werden wir dort unsre Kinder sehn!“
 „Wird es noch furchtbarer werden als hier!“
 „Wird man uns töten! – Was wissen denn wir!“
 Stille – kein Weinen, kein Klagen.
 Eine nur flüstert: „Ich wusst' es schon.“¹⁷*

Dabei zeichnete Theresienstadt in Nordböhmen eine Sonderstellung aus. Es war kein Vernichtungslager wie Auschwitz oder Sobibor. Die Möglichkeit zu überleben schien größer. Bereits im Umfeld der Wannsee-Konferenz, im Januar 1942, war der Plan entstanden, mit Theresienstadt ein besonderes Lager zu errichten, das es laut Eichmann dem NS-Regime erlaubte, nach außen Gesicht zu wahren. Man fürchtete, das Verschwinden prominenter Juden könnte im Ausland Interventionen auslösen. So entstand die Idee, die jüdische Geisteselite vorzeigbar zu halten. Als die Vernichtung auf Hochtouren lief und Gerüchte zu kursieren begannen, beschlossen die Nazis einen Film über Theresienstadt zu drehen: „Theresienstadt – Ein Dokumentarfilm aus dem jüdischen Siedlungsgebiet“, so der infame Titel, wurde im Sommer 1944 einer Besucherkommission des Internationalen Roten Kreuzes präsentiert. Das

zynische Privileg der Theresienstädter Mitwirkenden bestand darin, bis zu ihrer Ermordung nicht nur ihre Leidensgenossen mit Unterhaltung abzulenken, sondern auch als Statisten an einem groß angelegten Täuschungsmanöver mitwirken zu müssen. „Theresienstadt wurde Ausstellungsgegenstand, Kulisse, und wir selber waren die Schauobjekte.“¹⁸

Als der Besucherspuk vorbei war, erhielten „Tausende und aber Tausende“ noch im Herbst 1944 den Befehl zur Abfahrt. Man wusste vielleicht nicht genau, wohin die Transporte gingen, die Gerüchte verhießen nichts Gutes. „In den Tod, in den Tod!, heulten die Lokomotiven, die die endlosen Wagenschlangen durch das mit Gottes Schönheit getränkte Tal zogen.

Und die Tausende kamen nicht zurück.

Und der Ort leerte sich und blieb leer.“¹⁹

Dass Gerty Spies zu dem einen Prozent der Überlebenden gehört, verdankt sie *fortuna*, die ihr den Zufall gönnte, von einem der Transporte nach Auschwitz verschont geblieben zu sein. Sie hatte aber Glück in der ganzen Dimension des Wortsinnes. Außer *fortuna* bedeutet Glück auch *felicitas*. Glückseligkeit, die sich einstellt durch eigenes Tun, dann nämlich, wenn einem gelingt, glückt, was man sich selbst erarbeitet.

Dort, in der tiefsten Verzweiflung, wo eine von Tag zu Tag sich erneuernde Energie der Barbarei die Stirne zu bieten versuchte, dort erweckte der Schmerz die Begabung. Schüchtern fasste Gerty Spies den Entschluss zu schreiben. Sie dachte an ihren dichtenden Vater und besann sich auf die Anfänge ihrer Münchner Zeit, in der sie bereits kurze humoristische Artikel und Gedichte geschrieben hatte. Mit dem Schreiben konnte sie quälende Gedanken und Ängste abwehren, aber auch der erbarmungslosen Lagerrealität entfliehen. Sich in sich zurückziehen, sich gegen äußere wie innere Bedrohungen und Anfechtungen behaupten, sich einen unantastbaren Raum bauen – damit verschaffte sie sich selbst wieder den Status als Mensch. „Aus dunklem Schmerzengrunde tauchten die Geschöpfe meiner Phantasie, die Bilder der Erinnerung wie leuchtende Blüten empor. Alles, was ich entbehrte, Heimat, Schönheit, Freiheit, Liebe, die Freuden der Vergangenheit, wurde mir neu geschenkt. Heute die Vaterstadt am Strom mit ihren altersgrauen Türmen, morgen die Berge, Seen und Wälder. ...

¹⁸ Ebd., S. 72.

¹⁹ Spies: Das schwarze Kleid, S. 88.

Die Nächte ließen mich nicht schlafen, und während die gleichmäßigen Atemzüge meiner Kameradinnen den vollgepferchten Raum mit dumpfer Schwere füllten, lag ich wach, warf mich hin und her und formte und fieberte in Lüsten und Qualen, bis die Bilder, die auf mich eindrangten, sich zu Worten gestaltet hatten.“²⁰

Zuerst sind es Kinderverse, dann Gedichte, Tagebucheintragen, autobiographische Texte. Die Verse, die sie sich abgerungenen hatte, wiederholte sie so oft, bis sie sie sicher in Besitz hatte, auswendig, denn Papier für Gedichte gab es in Theresienstadt nicht. Es gelang ihr schließlich doch, sich im Packraum Packpapier zu verschaffen. Alle Tage konnte sie ein paar Blätter abzweigen. Jetzt wurden die Gedichte auch länger. Und: Es ging Gerty Spies nicht mehr nur um die therapeutische Funktion ihrer Arbeit, schreibend ihre Seele zu retten, wie Marie Luise Kaschnitz es in anderem Kontext in ihrem Gedicht „Schreibend“ formulierte.²¹ Auch die Form, das, was den Inhalt zur Kunst macht, sollte gelingen. Mit dem gelungenen Werk konnte man der Zerstörung etwas entgegensetzen. Es war mir „nicht mehr nur darum zu tun . . . , meine schweren Gedanken zu zerstreuen. Und ging es auch nicht um Erfolg, so doch um das eigensinnig zähe Streben, was ich tat, ganz zu tun, auch in dieser noch so ängstlich tastenden Liebhaberei das Höchste von mir zu fordern, was in den Grenzen meiner Begabung lag.“²² Gelangen ihr die Verse, „sang und jubilierte es vor Freude“ in ihr. „Hungernd und heimwehkrank, hatte ich in meinem Innern doch noch Platz für diese wehe Seligkeit.“ Welch ein Glück inmitten des Grauens. Im „Schwarzen Kleid“ lässt sie Elsbeth denken: „Auch einmal solch eine reich Beglückte sein! Auch . . . das Wunder erleben, dass wirklich mit dieser Hölle hier die Welt nicht erschöpft war . . .“²³

Die aus Czernowitz stammende Lyrikerin Rose Ausländer erlebte es ähnlich: „Der unerträglichen Realität gegenüber gab es zwei Verhaltensweisen: entweder man gab sich der Verzweiflung preis, oder man übersiedelte in eine andere Wirklichkeit, die geistige. Wir zum Tode verurteilten Juden waren unsagbar trostbedürftig. Und während wir den Tod erwarteten,

²⁰ Spies: *Drei Jahre*, S. 46 f.

²¹ Marie Luise Kaschnitz: *Schreibend*. In: *Dein Schweigen – meine Stimme. Gedichte 1958–1961*. Hamburg 1962, S. 32.

²² Spies: *Drei Jahre*, S. 49.

²³ Spies: *Das schwarze Kleid*, S. 43.

wohnten manche von uns in Traumworten – unser traumatisches Heim in der Heimatlosigkeit. Schreiben war Leben. Überleben.²⁴

In Theresienstadt gestattete die Verwaltung ein reges Kulturleben, für das die Abteilung „Freizeitgestaltung“ zuständig war. Überfüllte Konzerte mit bester Besetzung, Theater, Kinderoper, Leseabende, Vorträge halfen den Häftlingen, für wenigstens einige Stunden die Lagerwirklichkeit zu vergessen. Künstler und Intellektuelle gab es in Theresienstadt genug, um anspruchsvolle Programme zu gestalten. „Hier möchte ich der vielen künstlerischen Veranstaltungen gedenken, die – wäre in Theresienstadt sonst nichts geschehen – allein genügen würden, der Geschichte des Judentums ein dauerndes Denkmal zu setzen. Welch ungeheure Kraft gehörte dazu, sich über sich selbst zu erheben und sich aus den Sternen zu holen, was die Erde versagte. . . . Erhebender noch als der durch die Umstände oft sehr beeinträchtigte Kunstgenuss wirkte auf unser Gemüt der Triumph: Schlagt nur zu – ihr könnt uns nicht treffen! – Stephan Zweigs unsterbliches Wort: ‚Man kann ein Volk besiegen, aber nicht seinen Geist!‘ wurde mir lebendiger denn je.“²⁵

Wenn Gerty Spies in ihren Erinnerungen mit äußerster Zärtlichkeit und dankbarem Respekt diejenigen ehrt, die mit ihrem Wirken in Theresienstadt die niederdrückende Gegenwart zu mildern versuchten, müssen wir sie selbst in diesen geistigen Widerstand miteinbeziehen. Das Transzendieren der brutalen Realität mit den Mitteln einer künstlerischen und geistigen Gegenwelt hat den Menschen, wenn für viele auch nur auf Zeit, ihre Würde wiedergegeben und zu widerstehen geholfen. Auch Gerty Spies hat, ermutigt von der Dichterin und ihrer Mentorin Elsa Bernstein, zu diesen Abenden beigetragen. Elsa Bernstein war gleichfalls im Sommer 1942 mit 76 Jahren und völlig blind aus München nach Theresienstadt deportiert worden. Als Witwe des bekannten Münchner Rechtsanwalts und Schriftstellers Max Bernstein und als Autorin, die unter dem Pseudonym Ernst Rosmer erfolgreich Dramen und Libretti veröffentlicht hatte, galt Elsa Bernstein als sogenannte Prominen-



3 Elsa Bernstein

²⁴ Rose Ausländer: Hügel aus Äther unwiderruflich. Gedichte und Prosa 1966–1975. (Gesammelte Werke. Bd. 3.) Frankfurt am Main 1984, S. 286.

²⁵ Spies: Drei Jahre, S. 52.

te. Noch dazu hielt Bayreuth die schützende Hand über die Enkelin von Franz Liszt und Tochter von Heinrich Porges, einem der frühen Münchner Vorkämpfer für Richard Wagner. Sie überlebte Theresienstadt. Gerty Spies hat ihr in einem Kapitel ihres Buches „Drei Jahre Theresienstadt“ ein wunderbares Porträt gewidmet.²⁶

Im Sommer 1944 schreibt die „Freizeitgestaltung“ einen Wettbewerb für deutsche Gedichte aus. Der Besuch des Roten Kreuzes ist längst beendet, die Vorbereitungen für den Film laufen. Mehr als 3 000 Einsendungen gehen ein, Gerty Spies ist unter den acht Prämierten.²⁷

Gerty Spies ist eine „Absolventin“ von Theresienstadt. Sie hat es nicht nur überlebt, sondern ist als Dichterin daraus hervorgegangen. Das macht ihr Überleben noch wunderbarer. Ihr Schreiben nahm seinen Ausgang im Unglück und bindet ihr Überleben ans gelungene Wort. Ihr Gedichtband ist denn auch nach einer Verszeile „Im Staube gefunden“ überschrieben:

*Hatt' alles verloren,
War einsam und leer.
Ward wieder geboren,
Nun schmerzt es nicht mehr.*

*Ich hab überwunden
Den tödlichen Stich,
Im Staube gefunden
Das schlummernde Ich.*²⁸

Im Gestalten der Realitätspartikel, in der Form begegnen das Gedicht und jede Prosaskizze der äußeren Verwahrlosung. Der Schärfe der Beobachtung entspricht die klare Sprache, die wörtlich genommen werden kann. Gedichte sind das Echo eines bestimmten Lebens. Die Arbeiten von Gerty Spies tragen

²⁶ Elsa Bernstein, dem Menschen und der Dichterin, zum Gedächtnis. In Spies: Drei Jahre, S. 157 – 162.

²⁷ Karl Braun: Das schwarze Kleid. Eine Soziologie Theresienstadts von Gerty Spies. In: Brücken nach Prag. Deutschsprachige Literatur im kulturellen Kontext der Donaumonarchie und der Tschechoslowakei. Festschrift für Kurt Krolop zum 70. Geburtstag. Hg. von Klaas-Hinrich Ehlers, Steffen Höhne, Václav Maidl, Marek Nekula. Frankfurt am Main 2000, S. 469 – 478, hier S. 471.

²⁸ Spies: Im Staube gefunden, S. 7.

das Gewicht aller und die Trauer für alle. Die Bilder entstammen unmittelbarer Erfahrung, aber ihr Gehalt ist nicht bloß Ausdruck eines individuellen Schicksals. Sie sind künstlerisch auch dadurch, dass sie Anteil am Allgemeinen nehmen. Für Nelly Sachs war die Lyrik der „Aufbewahrungsort“ objektiven Wissens.

Den Gedichten eines Paul Celan oder einer Nelly Sachs gleich kreisen die Texte um die spezifische Problematik der Überlebenden – das erlittene, verlorene und wieder entdeckte Dasein, die Schuld, überlebt zu haben, und, wichtig, die selbst auferlegte Verpflichtung, die Toten lebendig zu halten.

VORÜBER!

*Vorüber! – Mir kranken
Noch heiß die Gedanken
An alle die Leiden
Der bittersten Zeiten.*

*Mir quillt's aus dem Dunkel
Des Traumes empor,
Und Geistergemunkel
Erfüllt mir das Ohr.*

*Sie kommen geschritten
Mit Schalen in Händen,
Die Toten, und bitten,
Ach, Tränen zu spenden.*

*Und könnt ihr auch Sehnen
Und Bangen nicht stillen,
So gebt uns die Tränen
Um Gottes willen!*

*O füllt unsre Scherben
Mit ihrem Gewicht!
O lasst uns nicht sterben!
Vergesst uns nicht!²⁹*

²⁹ Ebd., S. 71.

Ein Diplom

F R A U G E R T R U D S P I E S S .

Wir haben Ihnen für Ihr Gesetzwerk, das in Theresienstadt entstanden ist,

eine ehrenvolle Erwähnung
zuerkannt.

Ihre schöne Begabung, die lebendig zu formen versteht, Ihre den Edlen und Guten im Menschen zugewandte Seele hat auch hier hinter Mauern nichts von dem Ziele verloren, dem Höchsten zuzustreben, und was der Tag und oft die Nacht Ihnen zuträgt, dichterisch zu gestalten.

Hierfür

herzliche Anerkennung
auszusprechen, soll dieses Blatt Ihnen sagen.

Theresienstadt, am 3. August 1944.

Prof. Dr. Emil Uhl

Freizeit-Gestaltung "Gruppe Manes".

Philipp Manes

Während Paul Celan oder Nelly Sachs angesichts des Geschehenen in Schweigen verfielen, die Sprache gar selbst zerstückelten, wird bei Gerty Spies alles ausgesprochen. Das Unsäglichke ist gesagt, unverschlüsselt. Ihre Prosa und Lyrik lebt nicht von der Kraft des Ungesagten, ihre Lyrik besteht im Kampf ums Überleben.

Die einfache Prosa und die Simplizität der Verse muten wie naive Kunst an. Sie setzen sich dem Paradox aus, mit einfacher Form millionenfaches jüdisches Schicksal zu erfassen. Doch diese einfache Sprachwelt scheint das Unschuldige vor dem Zivilisationsbruch, scheint das Humane bewahrt zu haben. Die Geborgenheit in der Form war schließlich das Gegenteil des Heimatverlustes. Jedes Wort wurde zum Inbegriff der Überwindung der Entmenschlichung und auch von Hass.

Am 23. Juni 1945, es war ein Sonntagnachmittag, kam Gerty Spies nach München zurück. „Was war das? Trümmer, Trümmer, Trümmer! – . . . dass es so aussehen würde . . . Und dass es mich treffen konnte! Dass es mir nicht vollkommen einerlei war! Was ging mich München noch an? Schließlich hatte ich ruhigen Herzens damit gerechnet, es nie mehr wiederzusehen. Und nun . . .“³⁰ Über die Ungererstraße und den Feilitzschplatz, die heutige Münchner Freiheit, ging es in die Kaulbachstraße, wo das noch stehende Jüdische Altersheim das Häuflein der ca. 160 Rückkehrer aufnahm. Der erste freie Ausgang führte Gerty Spies in den Englischen Garten. Nun durfte sie sich wieder auf eine der unzerstörten Bänke setzen. Auf der Wiese spielten amerikanische Soldaten Tennis. Anders als Günther Grass in seinen Erinnerungen, denen zufolge er zum ersten Mal nach dem Krieg in Deutschland mit Rassendiskriminierung konfrontiert wurde, nämlich bei den Amerikanern, bemerkte Gerty Spies, die „rassisch“ Verfolgte, damals nichts von „Rassentrennung“.³¹

Und eines Tages, vor dem Postamt in der Leopoldstraße, lief ihr plötzlich ihre Tochter, „blass und ausgehungert“, in die Arme. Beide konnten nicht sprechen, nur weinen.³²

Es dauerte, bis Gerty Spies wieder ihren rechtmäßigen Platz im bürgerlichen Leben einnehmen konnte. Wo und wovon leben? Die Wiedergutmachung ließ lange auf sich warten. Die Wohnung in der Destouchesstraße stand noch. Doch eine

³⁰ Spies: *Drei Jahre*, S. 154.

³¹ Ebd., S. 13.

³² Ebd. S. 12.

fremde Familie hatte sich dort „eingenistet“ und wollte nicht weichen. In ihrem Kampf um die Wohnung half ein amerikanischer Offizier. Es dauerte Monate, bis sie nach mehr als dreijähriger Unterbrechung dort wieder einziehen konnte. Sie allerdings war eine andere geworden, eine, die die Vernichtung des europäischen Judentums in sich trug.

NACHHER

*Ich bin zurückgekehrt – ich weiß nicht wie.
Ein sanftes Wunder ist an mir geschehen.
Ich hör' der Heimatglocken Melodie,
Die Berg' und Wälder darf ich wiedersehen.*

*Ich bin zurückgekehrt – mir ist so weh!
Ist alles anders, als es einst gewesen,
Weil ich's mit jenen Augen seh',
Mit denen ich das Leid der Welt gelesen.*

*Ich bin zurückgekehrt! – O fragt mich nicht
Nach jenen Schatten, die die Sinne meistern
Und bei des Mondes weißem Totenlicht
Des Nachts durch die zersprungne Seele geistern.³³*

Ja, Gerty Spies ist zurückgekehrt. Sie hätte auch wie ihre Mutter in die USA auswandern können, wo sie Verwandte hatte. Ihre Tochter ist mit Mann und Kind 1949 nach Amerika gegangen. Die Jahre der Verfolgung hatten sie zerstört, sie erwartete von der neuen Umgebung wieder Kraft und Hoffnung. „Sie wanderte aus und starb in der Fremde, an Heimweh, das keiner erkannte, und innerer Einsamkeit. So habe ich meine Tochter noch nach der Katastrophe verloren.“³⁴ Vom Sohn, der Gerty Spies überlebte und dessen Name auf der Todesanzeige zu lesen war, erfahren wir übrigens kaum etwas. Schwerstbehindert lebt er in einem Pflegeheim in Bethel. Nur eine Stelle in ihrem Werk, in der Erzählung „Selektion“, nimmt Bezug auf ihn. Als es um den Privilegiertenstatus geht, fragen zwei SS-Offiziere nach dem Sohn. Eigentlich will sie die Wahrheit sagen, dass er krank ist und in einem Heim lebt, aber schnell merkt sie, dass

³³ Spies: Im Staube gefunden, S. 66.

³⁴ Spies: Drei Jahre, S. 12.

sie damit ihre Sonderstellung aufgab. Denn nur ein gesunder, halbarischer Sohn, der arbeitet, kann ihr nützen. Sie lügt und sagt, er arbeite im Garten.³⁵ 1953 kehrte Gerty Spies' Mutter völlig verarmt aus den USA zurück und lebte seither, bis sie im Alter von 99 Jahren starb, bei ihr.

Gerty Spies hatte gar nicht erwogen auszuwandern, obwohl sie sich bewusst war, „daß der Ungeist immer noch unter uns wühlt“³⁶. Sie reagierte gereizt auf die Frage, warum sie hiergeblieben sei, und konterte mit einer Gegenfrage: „Ob auch verfolgte christliche Geistliche, Sozialisten und andere tapfere Streiter von Lesern und Zuhörern gefragt werden, warum sie hiergeblieben sind?“³⁷ Sie war Deutsche, so wie ihre Ahnen seit Jahrhunderten. Dass sie die Liebe und Verbundenheit zum Vaterland vor nichts schützte, konnte ihr die Heimat und das Land ihrer Sprache nicht ein zweites Mal rauben.

Sie brauchte die Sprache. Hatte sie doch im Schreiben ihr ganzes Glück gefunden. Wer sonst könnte denn die mitgebrachten Texte verstehen, wenn nicht die deutschen Menschen ihrer Sprache? Das Glück blieb Gerty Spies hold. Nicht nur, dass sie Theresienstadt überlebte und dort zur Schriftstellerin wurde, sie wurde auch nachher gehört. *Fortuna* stand ihr wieder bei. Als nämlich 1947 ihr erster Gedichtband „Theresienstadt“ im Freitag-Verlag erschien, fand sie einen prominenten Fürsprecher: Hermann Hesse grüßte die Dichterin mit den Worten: „Es ist schön und hat etwas Versöhnendes, dass dieses Theresienstadt auch etwas so rein Dichterisches hervorgebracht hat.“³⁸ Ja, *felicitas* stellte sich ein, die Theresienstädter Arbeiten wurden gedruckt und gelesen. Die erste Auflage war im Nu vergriffen, eine zweite folgte.

Nicht alle Rezensenten allerdings waren freundlich gestimmt. In einer Kurzbesprechung meint der Kritiker E. M. 1947 im „Tagesspiegel“: „Wer wäre nicht bereit, jedem literarischen Zeugnis aus den hitlerischen Konzentrationslagern an sich schon einen gewissen, nicht geringen Kredit zu gewähren, wengleich er rechtens wohl meint, gerade dieses Zeichen verpflichtet zu gültigen Aussagen, soll anders es nicht entwertet und als Gebrauchsmusterschutz einer allzu billig spekulieren-

³⁵ Ebd., S. 148.

³⁶ Ebd., S. 12.

³⁷ Ebd., S. 13.

³⁸ Vgl. dazu mein Vorwort zu Spies: Im Staube gefunden.

den KZ-Literatur bagatellisiert werden. Gerty Spies überzieht diesen Kredit beträchtlich mit ihrem Gedichtband ‚Theresienstadt‘.³⁹ Schon 1947, kaum hatten die Krematorien zu rauchen aufgehört, meldeten sie sich wieder, die Herrenmenschen, die immer noch glaubten, sie könnten sich als Kreditgeber aufspielen. 1983, als der Bayerische Rundfunk eine Sendung mit dem Titel „Zeugin einer Schreckenszeit“ ausstrahlte, meldeten sie sich wieder: Anonyme Anrufer, hauptsächlich „Männer“ hätten „himmelschreiende Rüpeleien“ in ihr Telefon geschrien, wie Gerty Spies berichtete.⁴⁰ Mich selbst erinnert es an die Jurysitzung zur Vergabe des Schwabinger Kunstpreises für Literatur, der Gerty Spies 1986 zugesprochen wurde. Jetzt, mehr als zwanzig Jahre später, da ein Teil der Juroren nicht mehr lebt, gebe ich den Satz wieder, den ich, als ich Gerty Spies als Kandidatin vorschlug, zu hören bekam und all die Jahre nicht vergessen konnte: „Nur, weil sie in Theresienstadt war, muss sie doch noch lange keinen Literaturpreis bekommen!“

Ihren Roman „Bittere Jugend“, Anfang der 50er Jahre geschrieben, nahm kein Verlag an, mit der Begründung, „so schlimm sei es nicht gewesen“; er kam mit fast 50jähriger Verspätung erst 1997 bei Brandes & Apsel heraus. Dabei gehörte Gerty Spies beileibe nicht zu jenen, die das Verhältnis zwischen Juden und deutschen Nichtjuden auch nur im Geringsten kompliziert gestalteten, indem sie etwa eine Aussöhnung verweigerte. Sicher, wenige wollten mit dem Land, das sie gedemütigt und ihnen alles, was sie liebten, geraubt hatte, noch irgend etwas zu tun haben. Der Roman „Bittere Jugend“ enthält die für das deutsche Publikum durchaus angenehme Botschaft: „Ich kann das Land nicht hassen, wo ich soviel geliebt, gelacht, gebetet habe. Ich kann auch das Volk nicht hassen – trotz allem.“⁴¹ Gerty Spies konnte zwar nicht vergessen, schließlich sind ihrem langen Lebensweg all die Daten der deutsch-jüdischen Geschichte und ihrer Katastrophe eingeschrieben. Aber sie hatte die Gnade, verzeihen zu können.

³⁹ Der Tagesspiegel. 12. Juli 1947, S. 4.

⁴⁰ Spies: Drei Jahre, S. 12.

⁴¹ Gerty Spies: Bittere Jugend. Ein Roman von Verfolgung und Überleben im Nationalsozialismus. Hg. v. Hans-Georg Meyer. Mit einem Nachwort von Sigfrid Gauch und autobiographischen Notizen von Gerty Spies. Frankfurt am Main 1997, S. 126.

Hier lebend, suchte sie die Verständigung, was ihr viele neue Freunde zuführte und sie hier wieder beheimatete.

Uns hat Hans Lamm, der damalige Präsident der Münchner Gemeinde, zusammengeführt. Ich stand am Anfang meiner Beschäftigung mit der Literatur zum Judentum, kurz vor Eröffnung der Literaturhandlung, und Hans Lamm wollte unbedingt, dass ich Gerty Spies – quasi als Geheimtip – kennenlernen. Es war im Mai 1981, bei einer Tagung der Evangelischen Akademie Tutzing über „Die verbrannten Dichter“ im Literaturarchiv Sulzbach-Rosenberg, als ich Gerty Spies das erste Mal aus ihrem Werk vortragen hörte.

1982 eröffnete die Literaturhandlung in der Fürstenstraße. Gerty Spies wurde ihre regelmäßige Besucherin. Sie hatte ihren festen Platz in der ersten Reihe. Mit ihrem von einem Netz drapierten schwarzen Hütchen folgte sie aufmerksam den Vorträgen und Lesungen. Sie gehörte oft zu den Letzten, die den anschließenden Essentisch im Lokal verließen. Sie encharmierte Alte wie Junge in der Runde. Sie fühlte sich wohl in diesem Kreis, aus dem ihr auch für die nächsten 15 Jahre hilfreiche Begleiter erwachsen. Meist längst nach Mitternacht brachte sie dann eine der Freundinnen oder der Freunde nach Hause. Sie lebte zu dieser Zeit hinter dem Olympiagelände, in der Schleißheimer Straße, im siebten Stock eines Altenwohnheimes im Stile der von ihr nicht geschätzten Betonsilos in einer winzigen Wohnung. Sie nannte es mit dem ihr durchaus nicht fremden Humor „Mäuseloch mit Weitblick“.

1984 erschien endlich ihre autobiographische Arbeit „Drei Jahre Theresienstadt“. Sie las daraus in der Literaturhandlung. Es herrschte absolute Stille. Zu dieser Zeit waren Berichte von Überlebenden noch spärlich auf dem Markt. Die zierliche Frau mit ihrem gebeugten Rücken und immer mitgeführtem Stock, damals immerhin schon 87, zog mit jeder Zeile ihres Vortrags die Zuhörer in den Bann. Wenn Gerty Spies ihre Gedichte las, vergaß man ihre zarte, zerbrechliche Gestalt. Jedes ihrer Worte blieb im Raum stehen. Die Authentizität der Texte ergriff. Sie stammten ja zum Großteil aus der Zeit selbst, die Gerty Spies verarbeitete, oder waren, wie gesagt, unmittelbar danach entstanden. Die meisten Zeugnisse der sogenannten Holocaust-Literatur, die mittlerweile einen eigenen Zweig der Literaturwissenschaft beschäftigen, sind weit später nach dem Geschehen niedergeschrieben worden. Die zeitliche Differenz verändert die Aura der Texte. Auch der Kontext ist unweigerlich ein anderer. Die späteren, etwa im Abstand von 40 Jahren

5 Gerty Spies bei der Präsentation ihres Buches „Das schwarze Kleid“ am 12. Januar 1992, dem Vorabend ihres 95. Geburtstages, im Saal der Kreuzkirche München



niedergelegten Schriften fallen in den wortreichen, empathie-trächtigen, aber oft schon verkitschten Gesprächszusammenhang, den wir mit Adorno als Aufarbeitung der Vergangenheit bezeichnen. Die Unmittelbarkeit von Gerty Spies' Poesie oder Prosa stellt sich her, weil sie der Echtzeit entspringen. Dass sich die Gegenwart der Vergangenheit hier so authentisch irreduzibel ausdrückt, erzielt diese elementare Wirkung der Texte.

1987 begingen wir in der Literaturhandlung Gerty Spies' 90. Geburtstag. Zum 95. mussten wir bereits in den Gemeindefaal der Kreuzkirche ausweichen, weil sich mehr als 200 Gäste angemeldet hatten. Auch zum 90. waren alle gekommen: die Präsidentin der Jüdischen Gemeinde Charlotte Knobloch, der Direktor der Evangelischen Akademie Tutzing, der Kulturreferent der Stadt München Jürgen Kolbe. Heinz Flügel, Gerty Spies' langjähriger Freund, hielt die Festrede. Der Verleger des Christian Verlages, in dem schon ihre Aufzeichnungen erschienen waren und zum 95. Geburtstag 1992 die Erzählung „Das schwarze Kleid“ herauskommen sollte, Manfred Weber, brachte gerade rechtzeitig zu diesem Jubiläum druckfrisch den Gedichtband „Im Staube gefunden“ mit. Zusammen mit Gerty

Spies und Manfred Weber hatte ich für diesen Band aus einem Konvolut von Hunderten unveröffentlichter Gedichte die Auswahl getroffen.

Noch ein Geschenk konnte der 90jährigen überbracht werden. In der Rede zum Ernst-Hoferichter-Preis 1986 sprach ich auch von Gerty Spies. Der Text wurde in der „Süddeutschen Zeitung“ abgedruckt. Wochen später erschien in der Literaturhandlung ein Mann, Mitte vierzig. Er sah nicht besonders gepflegt aus, hielt meine ausgeschnittene Rede in der Hand und stellte sich als Antiquitätenhändler vor. Er fragte nach mir und dann, ob ich Gerty Spies kennen würde. Als ich bejahte, zog er unter seiner Jacke ein kartoniertes Heft hervor, das er angeblich auf dem Sperrmüll in Ebenhausen gefunden hatte. Ich müsse daran Interesse haben, denn es handele sich um persönliche Aufzeichnungen von Gerty Spies' Vater. Welchen Weg mussten diese Notizen aus Trier genommen haben, bis sie zu mir, gerade zu mir, gekommen waren? Ich überflog einige Hymnen des Mundartdichters an das deutsche Vaterland in gestochener altdeutscher Schrift. Dem Heft vorne beigegeben waren beigefarbene, gehäkelte Handschuhe für kleine Frauenhände. Das Heft musste sich zwischen anderen Dingen erhalten haben, denn die Handschuhe darin waren plattgepresst. Beim vorsichtigen Blättern des alten Papiers stieß ich auch auf mehrere eingeschobene Photographien der Familie und auf Zeichnungen des begabten Bruders Rudi, der Maler werden wollte, aber sein Leben für Deutschland gelassen hatte. Welch ein Fund! Ich schlug dem Händler vor, ihn der rechtmäßigen Besitzerin selbst zu übergeben. „Wieso übergeben?“ Er wollte Geld. Unter keinen Umständen durfte ich das Heft mit Inhalt wieder aus den Händen geben. Dass er für das, was ihm nicht gehörte, Geld bekommen sollte, empörte mich. Ich behielt das Heft zurück mit der Ausrede, es mir genauer anschauen zu wollen, um den Preis bestimmen zu können. Ich forderte ihn auf, einige Tage später zu mir zu kommen. Mittlerweile bereitete ich Gerty Spies behutsam auf das verschollene Gut vor. Sie musste prüfen, ob es echt war. Ja, es handelte sich tatsächlich um geliebte Relikte ihrer glücklichen Kindheit, die zu ihr jetzt in ihrem hohen Alter zurückkamen. Dem Händler gab ich, sozusagen als Finderlohn, 50 DM. Als Gerty Spies nach ihrem 100. Geburtstag am 10. Oktober 1997 im Jüdischen Seniorenheim in der Kaulbachstraße, in das sie 1992 pflegebedürftig gezogen war und in dem sie aus Theresienstadt zurückkehrend erste Zuflucht gefunden hatte, starb, muss sich dieses Heft un-

ter den wenigen über die Zeitläufte hinüber geretteten Dokumenten aus der Zeit vor 1933 befunden haben.

Gerty Spies hat ihr Werk vorgelegt. Ob Kunst überhaupt bei diesem Übermaß an realem Leid sein dürfe, ist durch das Leben Gerty Spies' beantwortet. Ihr Dichten hat ihr geholfen, Theresienstadt zu überleben. „Hätte ich nicht schreiben können, so hätte ich nicht überlebt. Der Tod war mein Lehrmeister.“⁴² So fasst es Nelly Sachs in einem Brief aus dem Jahre 1966 zusammen. Den Kampf ums geformte Wort hat sie gewonnen. Aber wird sie und werden die vielen, für die sie spricht, gehört bleiben? Texte sind unterwegs, suchen das Gegenüber, das Du, wie es einmal Paul Celan ausgedrückt hat.

Der Dialogizität der Texte steht oft die Ignoranz derjenigen gegenüber, die vom Holocaust genug haben. Gerty Spies hatte die Hand ausgestreckt, konnte sich vom Hass befreien, auch weil sie Gehör fand. Für Holocaust-Überlebende ist die deutsche Zuhörerschaft für ihr Überleben nach dem Überleben zentral. „Wir sind die Letzten,/Fragt uns aus“, heißt ein Gedicht von Hans Sahl.⁴³ Bis auf ihren Roman „Bittere Jugend“ sind alle Bücher von Gerty Spies vergriffen. Bislang Unveröffentlichtes liegt noch vor. In ihrer ursprünglichen Heimat trägt ein von der rheinland-pfälzischen Landeszentrale für politische Bildung vergebener Literaturpreis ihren Namen. Wenn die Zeitzeugen abtreten, in dieser historischen Phase befinden wir uns heute, bleiben ihre schriftlichen Vermächtnisse. Sie sind die Gedächtnisspeicher vergangener Lebensgeschichten, aus denen Geschichte entsteht. Die individuelle Stimme hat immer mehr zu erzählen als das eigene Schicksal. Sind die Texte nicht mehr zugänglich, versinkt mit ihnen auch ein Stück Geschichte. Gerty Spies hatte das Glück, mit Texten zu überleben. In einigen Monaten begehen wir ihren 10. Todestag. Wird auch ihrem Werk *fortuna* beschieden sein?

BILDNACHWEIS
Abb. 1 und 3: Landeshauptstadt München, Stadtarchiv. – Abb. 2: Jüdische Kultusgemeinde Trier. – Abb. 4: Aus Spies: Drei Jahre Theresienstadt, S. 97. – Abb. 5: Privatbesitz.

⁴² Gisela Dischner: Zu den Gedichten von Nelly Sachs. In: Das Buch der Nelly Sachs. Hg. v. Bengt Holmqvist. Frankfurt am Main 1968, S. 309–354, hier S. 311.

⁴³ Hans Sahl: Wir sind die Letzten. Gedichte. (Veröffentlichungen der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung 50.) Heidelberg 1976.

Monika Ruth Franz

Juden als Kläger vor dem Reichskammergericht

Ein neuer Band in der Reihe der Inventare des Bayerischen Hauptstaatsarchivs zu den Akten des Reichskammergerichts¹

Mit der Schaffung des Reichskammergerichts im Rahmen der Reichsreform 1495 erfuhr die höchste Gerichtsbarkeit im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation eine grundlegende Umgestaltung. Das wesentlich von den Reichsständen mitgetragene Reichskammergericht überdauerte bis zur Auflösung des Reichs 1806 als oberstes Reichsgericht, zusammen mit dem stärker vom Kaiser beeinflussten Reichshofrat. Durch seine Entscheidungen wirkte es auch auf die Rechtsprechung der Territorialgerichte ein. Neben Hoheits- und Jurisdiktionsstreitigkeiten der einzelnen Territorien untereinander befasste es sich auch mit Klagen von Untertanen, Schuld- und Konkursachen, Erbstreitigkeiten, Injurienklagen, Handelsprozessen und anderen Zivilsachen.

Nach der Errichtung fand das Gericht schließlich 1527 in Speyer seinen Platz. 1689 floh es von dort vor den Franzosen in die kleine Reichsstadt Wetzlar, wo es bis zum Ende des Alten Reichs tätig war. Das Archiv des Reichskammergerichts verblieb auch in den darauffolgenden Jahrzehnten noch vor Ort. Ab 1847 erfolgte die Aufteilung der Prozessakten je nach Wohnsitz der Beklagten an die Rechtsnachfolger in den einzelnen Bundesstaaten.

Erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde nach und nach der hohe Quellenwert der rund 80 000 heute noch erhaltenen Akten für die Rechts-, Verfassungs- und auch Sozialgeschichte erkannt. Seit Anfang der 1980er Jahre finanzierte schließlich die Deutsche Forschungsgemeinschaft ein bundesweites Projekt zur Inventarisierung der Reichskammergerichtsakten. Die einzelnen Prozesse werden dabei nach einheitlichen Richtlinien verzeichnet.

¹ Manfred Hörner (Bearb.): Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Reichskammergericht Band 13, Nr. 5283–5568 (Buchstaben I und J). (Bayerische Archivinventare 50/13). München 2006.

Die Drucklegung erfolgt der Systematik der Registratur in Wetzlar gemäß alphabetisch nach den Namen der Kläger. Das Bayerische Hauptstaatsarchiv in München, das über den größten Teilbestand mit etwa 13 500 Akten verfügt, ist nun beim Buchstaben „J“ angelangt, unter dem bereits in Wetzlar vor allem die Prozessakten jüdischer Kläger zusammengefasst waren. Im Band selbst wird dann nach Namen untergliedert.

Von der Bestimmung über eine spezielle Eidesformel für jüdische Prozessparteien abgesehen, kannten die verschiedenen Kammergerichtsordnungen keine Sonderregelungen für Juden. Wie alle anderen Untertanen im Reich konnten sie vor dem Reichskammergericht als erster Instanz bei Landfriedensbruch und Rechtsverweigerung klagen sowie in allen Angelegenheiten gegen Reichsunmittelbare, soweit diese nicht dem Fürstenstand angehörten. In Streitsachen, die bereits in erster Instanz von Gerichten in den jeweiligen Reichsherrschaften entschieden worden waren, konnte an das Reichskammergericht appelliert werden. Dafür war jedoch ein im Lauf der Jahrhunderte mehrfach erhöhter Mindeststreitwert erforderlich, und für manche Territorien lag die Appellationssumme aufgrund eines kaiserlichen Privilegs noch höher.

Gut die Hälfte der im neuen Inventarband der Prozessakten des Reichskammergerichts erfassten Streitfälle hat jüdische Kläger. In der Gesamtheit der Prozessakten sind Juden aus dem Fränkischen und dem Schwäbischen Reichskreis als Prozessparteien ungefähr gleich stark vertreten. Doch im vorliegenden Band konzentriert finden sich fränkische Juden, die vermehrt erst im späten 17. und im 18. Jahrhundert als Kläger in Wetzlar auftraten. Die schwäbischen Juden klagten in der Mehrzahl schon im 16. und frühen 17. Jahrhundert zunächst einmal am kaiserlichen Hofgericht zu Rottweil und wurden dann erst als Appellaten nach Speyer geladen. Als solche erscheinen sie mehr oder weniger gleichmäßig über alle Bände verteilt. Prozessgegenstände waren meist Schuldforderungen, aber auch die Beschlagnahme von Waren und Vermögen, bisweilen sogar Gefangennahme und Erpressung von Lösegeld.

Zweifellos stellen die Akten des Reichskammergerichts einen riesigen, noch weitgehend unbekanntem Fundus an Quellen zur Erforschung der Rechtsgeschichte und der Lebenswelten der Juden im Alten Reich dar. Hoffentlich trägt der vorliegende Band zur Inangriffnahme etlicher dieser Forschungsbereiche bei.

Lida Barner

Von München nach Jerusalem

Eine Exkursion des Lehrstuhls im November 2007

Von 4. bis 11. November 2007 fand unter der Leitung von Noam Zadoff und Mirjam Triendl-Zadoff in Jerusalem eine Übung zum Thema „Germany in the Land of Israel. Remnants of German Culture in the ‘Levante’“ statt. Sie wurde in Zusammenarbeit mit dem Richard Koebner Minerva Zentrum für Deutsche Geschichte, der Hebräischen Universität, Jerusalem, sowie dem Leo Baeck Institut in Jerusalem durchgeführt und zum Großteil durch das Schul- und Kultusreferat der Landeshauptstadt München finanziert. Insgesamt 14 Studierende bekamen die Gelegenheit, den Spuren deutscher Kultur in der „Levante“ nachzugehen. Daraus ist eine außerordentlich ergebige, gelungene Lehrveranstaltung geworden.

Das Kfar-Shaul-Krankenhaus in Jerusalem hat in den letzten zwei Jahrzehnten über 200 Touristen mit „Jerusalem-Syndrom“ aufgenommen: einer psychischen Erkrankung, die Reisende in Jerusalem befällt und sie dazu veranlasst, sich mit biblischen Figuren zu identifizieren. So konnten wir es in einem der Texte nachlesen, die uns auf unsere Exkursion nach Jerusalem vorbereiten sollten. Eine ungewöhnliche Vorbereitung. Aber was ist schon gewöhnlich für einen Ort, den man bis heute das „Zentrum der Welt“ nennt? Auf unserer Reise nach Jerusalem haben uns diese Sätze jedenfalls immer wieder daran erinnern können, zu welchen Extremen die mythenumwobene Stadt Menschen mit Sehnsüchten, Utopien und Visionen zu bringen vermag.

In den Vorbereitungssitzungen hatten wir uns mit den unterschiedlichen Motiven beschäftigt, die Deutsche in den vergangenen Jahrhunderten dazu bewogen haben, die beschwerliche Reise in die „heilige Stadt“ auf sich zu nehmen: von mittelalterlichen Kreuzfahrern und frommen Pilgern über zionistische Pioniere bis zu Flüchtlingen des Nationalsozialismus.

Der Fokus der Diskussionen lag auf den Empfindungen, die die Ankunft in der lang ersehnten Stadt bei diesen Menschen ausgelöst hatte: Erfüllung ihrer Erwartungen, Ernüchterung bis hin zu Enttäuschung oder eben dem berüchtigten „Jerusalem-Syndrom“.

Die Teilnehmer
der Exkursion nach
Jerusalem im
November 2007



Die Diskrepanz zwischen Traum und Realität sollte sich als roter Faden durch das akademische Programm der ganzen Woche ziehen, wobei wir im gastfreundlichen Leo-Baeck-Institut Gelegenheit hatten, die jeweiligen Utopien in aufschlussreichen Vorträgen und anschließenden Diskussionen näher kennen zu lernen. Als Einstieg berichtete uns Prof. Haim Goren von den christlichen Siedlern aus Deutschland, die sich im Laufe des 19. Jahrhunderts in Jerusalem niedergelassen hatten. Besonders anhand ihrer Bauten wird deutlich, wie die einzelnen Siedlergruppen – Templer, Protestanten und Katholiken – miteinander um die Präsenz in der „heiligen Stadt“ konkurrierten: Noch heute prägen Kirchenbauten wie die Erlöserkirche in der Altstadt oder die Dormitio-Kirche auf dem Zionsberg das Stadtbild Jerusalems. Bei einer detailreichen Stadtführung durch die ehemalige deutsche Kolonie erfuhren wir, dass die meisten dieser „Visionäre“ jedoch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wieder nach Deutschland zurückgekehrt waren. Zurück blieben nur die für sie charakteristischen Häuser, in deren Mitte auch wir unser kleines Hotel beziehen durften.

Was die deutschen Juden angeht, die vor und nach 1933 in Palästina eingewandert waren, so vermittelte uns Dr. Guy Miron anhand einiger Memoiren einen Einblick in ihre oft ambivalenten Erfahrungen. In den Erinnerungen von Zionisten wie Hermann Zondek oder Frieda Hirsch wurden eindrucksvoll die Schwierigkeiten geschildert, mit denen sich die Neueinwanderer den Alteingesessenen, d. h. den früher Eingewander-

ten oder den arabischen Bewohnern des Landes, gegenüber zu behaupten suchten.

Mitten in die Gegenwart versetzte uns dann ein Besuch der Hebrew University auf dem Skopus-Berg. Nach einer Führung durch das Universitätsgelände mit grandiosem Ausblick auf die nähere Umgebung Jerusalems trafen wir uns zu einem informativen Vortrag von Dr. Matthias Schmidt aus dem Richard-Koebner-Zentrum, der sich mit den wissenschaftlichen Beziehungen zwischen Israel und der Bundesrepublik seit der Entstehung der beiden Staaten befasste. Die Kontaktschwierigkeiten und Konflikte in den Anfangsjahren der beiden jungen Staaten wurden nicht verschwiegen. Nur am Rande sei bemerkt, dass bei diesem Vortrag der eine oder die andere von uns Studenten hellhörig wurde, als es um die Möglichkeiten des studentischen Austauschs ging . . .

In einer der Sitzungen beschäftigten wir uns mit einem Ereignis, zu dem sich in der Nachkriegszeit wieder einmal Deutsche in Jerusalem einfanden, nämlich dem Eichmann-Prozess, über den Hannah Arendt in ihrem heftig umstrittenen Buch „Eichmann in Jerusalem“ berichtete. Beides, der Prozess und Arendts Bericht, spielte in der Selbstwahrnehmung und Mythenbildung des jungen israelischen Staates eine große Rolle. Während des Vortrags von Prof. Steven Aschheim und der anschließenden kritischen Diskussion wurde fast unbemerkt ein Blickwechsel vollzogen: Nicht mehr die Sicht der deutschen Reisenden auf Jerusalem stand jetzt im Mittelpunkt, sondern die Sicht der israelischen Gesellschaft auf Deutschland. An die Tatsache, dass diese Sicht bis heute nicht frei von Spannungen ist, erinnerte uns in seinem sehr aktuellen Vortrag der Leiter des Richard-Koebner-Zentrums, Prof. Moshe Zimmermann, der die in der israelischen Öffentlichkeit vermittelten Bilder von Deutschland und den Deutschen untersuchte. Anschließend wurde intensiv darüber diskutiert, wie zentral Bilder – hier vom „ewig gleichen Deutschland“ – sich im Gegensatz zu Fakten in der Beziehung zum Anderen erweisen.

Das dichte akademische Programm wurde von mehreren Besichtigungsfahrten angenehm aufgelockert. So verschaffte uns der ehemalige Allianz-Gastprofessor Menahem Ben-Sasson, heute Vorsitzender des Knesset-Ausschusses für Verfassung, Recht und Justiz, die außerordentliche Möglichkeit, einen persönlichen Einblick in die Tätigkeit eines Knesset-Abgeordneten zu gewinnen, nachdem wir zuvor der Debatte im spärlich besuchten Versammlungssaal der Knesset zu folgen versucht hatten.

Ein weiterer Ausflug führte uns in die nationale Erinnerungsstätte Yad Vashem – wo uns ein Magstrand des Richard-Koebner-Instituts für Fragen zum erst kürzlich erneuerten Museumskonzept zur Verfügung stand. Beendet wurde unsere Reise mit einem Nachmittagsausflug in die lebhafteste Metropole Tel Aviv, in der wir bei einem Rundgang den charakteristischen Bauhaus-Stil bewundern konnten. Auch hier wurde wieder der erstaunlich große kulturelle Einfluss der deutschen Einwanderer im Städtebild Israels sichtbar – und der thematische Kreis unserer Exkursion schloss sich.

Mit welchen Erwartungen wir auch immer die Fahrt angetreten hatten, unser Aufenthalt in Jerusalem hat uns jedenfalls nicht, wie einige der frommen Pilger, enttäuscht. Und dem „Jerusalem-Syndrom“ ist, soweit mir bekannt ist, bisher auch noch keiner von uns erlegen. Vielleicht beim nächsten Mal.

BILDNACHWEIS
Privatbesitz.

NACHRICHTEN UND TERMINE

Neues von Mitarbeitern und
Absolventen

Veranstaltungen

Neues vom Freundeskreis des
Lehrstuhls

NEUES VON MITARBEITERN UND ABSOLVENTEN

Carlos Fraenkel, Associate Professor in der Abteilung für Jewish Studies an der McGill University in Montreal, wird im Sommersemester 2008 Lehrstuhlinhaber *Michael Brenner* vertreten, der noch bis Ende Mai am Holocaust Memorial Museum in Washington forschen wird. Fraenkels Forschungsgebiete sind mittelalterliche jüdische und arabische Philosophie sowie Geistesgeschichte.

David B. Ruderman, Joseph Meyerhoff Professor of Modern Jewish History an der University of Pennsylvania und Direktor des dortigen Centers for Advanced Judaic Studies, wird im Sommersemester 2008 im Rahmen der *Allianz-Gastprofessur* für Jüdische und Islamische Studien an unserem Lehrstuhl unterrichten. In seiner Vorlesung beschäftigt er sich mit „Modern Jewish Intellectual History“. Seine Forschungsschwerpunk-

te liegen in den Bereichen italienisch-jüdische Geschichte sowie jüdische Wissenschaftsgeschichte.

Tobias Grill M.A. fungiert seit dem 1. April als wissenschaftlicher Mitarbeiter bei Prof. Michael Wolffsohn an der Universität der Bundeswehr in München. Er hat im Wintersemester **2007/2008 Dr. Mirjam Triendl-Zadoff** als wissenschaftlicher Assistent vertreten, die diese Position nun wieder eingenommen hat. Im Dezember 2007 wurde ihr Buch „Nächstes Jahr in Marienbad“ (Göttingen 2007) mit dem Peregrinus-Preis der Bayerischen Akademie der Wissenschaften ausgezeichnet.

Kathrin Grünhoff, **Anna Koch** und **David Rees** haben im Wintersemester ihren Magister am Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur erworben. Kathrin Grünhoff schrieb über die Münchner Schriftstellerin Elsa Bernstein, Anna Koch behandelte in ihrer Arbeit Hermann Kestens Verhältnis zu Deutschland nach 1945 und David Rees beschäftigte sich mit den Studienjahren Gershom Scholems.

Im Rahmen des von der VW-Stiftung geförderten Projekts „Juden in der Bundesrepublik nach 1945“ kann der Lehrstuhl zwei neue wissenschaftliche Mitarbeiter begrüßen: **Monika Halbinger M.A.** und **Maximilian Strnad M.A.** übernehmen Archivrecherchen sowie den Aufbau einer Datenbank für das Projekt.

Ein weiterer neuer Mitarbeiter ist **Noam Zadoff M.A.**, derzeit Doktorand an der Hebräischen Universität Jerusalem und am Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur. Im Rahmen der Exzellenzinitiative der LMU wird er für das Projekt „Deutschland – Israel: Periphere Regionen und zentrale Räume“ eine vergleichende Darstellung der beiden Staaten verfassen, die durch ihre wechselseitige Wahrnehmung vielfältig miteinander verknüpft sind.

VERANSTALTUNGEN

Rückblick

Allianz-Gastprofessor: Prof. Richard I. Cohen von der Hebräischen Universität Jerusalem, im Wintersemester 2007/2008 Allianz-Gastprofessor am Lehrstuhl, hielt vor gut 150 Zuhörern einen öffentlichen Vortrag zum Thema „The Clash of Civilizations: European Jews and Oriental Jews – Past and Presence“. Der Vortrag wurde eingeleitet von **Prof. Itta Shedletzky**, die im Wintersemester 2007/2008 Lehrstuhlinhaber Prof. Michael Brenner vertrat. Neben dem Vizepräsidenten der LMU **Prof. Hans van Ess** sprach **Ihno Schneevoigt**, ehemaliges Vorstandsmitglied der Allianz Versicherungs-AG Begrüßungsworte. Die Drucklegung dieses Vortrags erfolgt in der nächsten Ausgabe dieser Zeitschrift.

Für das **Oberseminar** „Jüdische Literatur und Geschichte“ hatte **Prof. Itta Shedletzky** im Wintersemester folgende Gäste eingeladen: **Dr. Nitzan Lebovic** (University of California, Los Angeles, „Hugo Bermann and Martin Buber between Radical Politics and Humanistic Philosophy“), **Prof. Ezra Mendelsohn** (Professor Emeritus an der Hebrew University of Jerusalem, „Modern Jewish History and the Jewish Artistic Canon“), **Prof. Hans-Peter Bayerdörfer** (LMU) und **Dr. Ernst-Peter Wieckenberg** („Die Schocken Bibliothek“), **Dr. Laura Jockusch** (Berlin, „Jüdische Historische Kommissionen im Europa der Nachkriegszeit“), **Dr. Atef Botros** (Universität Leipzig, „Kafka-Rezeption in arabischen Ländern“) sowie **Prof. Andreas Kilcher** (Universität Tübingen, „Kafka und das Judentum“).

14 Studenten nahmen an der Übung „Germany in the Land of Israel: Remnants and Presence of German Culture in the ‚Levant‘“ teil, die mit einer einwöchigen **Exkursion** nach Jerusalem verbunden war (ausführlicher Bericht auf Seite 75). Für den Herbst 2008 ist wieder eine Exkursion nach Israel geplant.

Der Lehrstuhl bedankt sich für eine umfangreiche **Bücherspende**, die der im Dezember verstorbene Münchner Bürger Harald Mix dem Lehrstuhl in seinem Testament vermacht hat. Die Bücher stehen den Studierenden in der Präsenzbibliothek des Historicum zur Verfügung.

Vorschau

Buchvorstellung: Privatdozentin Cornelia Wilhelm wird am 1. Juli 2008 um 19 Uhr im Amerika-Haus ihr Buch „Deutsche Juden in Amerika – Bürgerliches Selbstbewusstsein und jüdische Identität in den Orden B'nai B'rith und Treue Schwestern 1843–1914“ vorstellen, das 2007 im Franz Steiner Verlag erschienen ist.

Internationales Blockseminar: Gemeinsam mit der Rutgers University in New Jersey und unterstützt von der Hanns-Seidel-Stiftung veranstaltet Privatdozentin Cornelia Wilhelm vom 13.–19. Juni eine Übung zum Thema „The Re-Emergence of Jewish Life in Post World-War II Germany“, die in München und im Kloster Banz stattfinden wird.

Allianz-Gastprofessor David B. Ruderman wird am Mittwoch, dem 18. Juni

um 19 Uhr einen **öffentlichen Vortrag** zum Thema „Mingled Identities: Jews, Christians, and the Changing Notions of the Other in Early Modern Europe“ halten. Der Hörsaal wird noch auf unserer Homepage bekanntgegeben.

Die **internationale Tagung zum Thema „Jews and Muslims in Christian Europe“** wird am 23. und 24. Juni 2008 in Kooperation mit dem Center for European Studies der University of California at Berkeley auf Schloss Elmau stattfinden. Eingeladen sind über zwanzig international renommierte Wissenschaftler aus den USA, Kanada, Europa und dem Nahen Osten. Das Programm ist auf unserer Webseite einsehbar. Anmeldung nur über Schloss Elmau.

Aomar Boum, Assistant Professor of International Studies/Islamic Studies an der Portland State University, wird am 26. Juni 2008 zum Thema “The



1 Auf der Konferenz „Islam through Jewish Eyes – Judaism through Muslim Eyes“ im Juni 2007 auf Schloss Elmau.

Von links:
Hamed Abdel-Samad (Braunschweig),
Mohamed Hawary (Kairo),
Michael Brenner (München),
Carlos Fraenkel (Montreal),
Shoshana Steinberg (Beer-Sheva), Photo Privatbesitz

Perception of Jews and Israel in Morocco Today“ sprechen. Zeit und Ort werden über unsere Homepage bekanntgegeben.

Die 4. SommerUniversitätMünchen (SUM), die in der Woche vom 20. bis 26. Juli 2008 in den Räumen des Historicum stattfinden wird, beschäftigt sich in diesem Jahr mit dem Thema „Judentum und Islam“. Zugänglich ist die SUM für Studierende und Mitglieder des Freundeskreises.

NEUES VOM FREUNDESKREIS DES LEHRSTUHLIS

Der Freundeskreis trauert um seinen Kuratoriumsvorsitzenden, den Altrector der Ludwig-Maximilians-Universität **Professor Dr. Andreas Heldrich**. Er hat uns über viele Jahre hinweg mit seinem Rat und seinen Anregungen geholfen. Wir vermissen ihn sehr.

Jahresversammlung 2008: Auf der Jahresversammlung des Freundeskreises am 9. Januar 2008 wurde der Vorstand in seinem Amt bestätigt. Der Freundeskreis hatte zu diesem Zeitpunkt 182 Mitglieder, konnte also erneut einen Anstieg der Mitgliederzahl verzeichnen.

Ulpan-Stipendien: Auch im Jahr 2008 wird der Freundeskreis drei Stipendien in Höhe von jeweils 1 000 € für den Besuch einer Sprachschule in Jerusalem (Ulpan) vergeben: das Leon und Lola Teicher-Stipendium von **Dr. Eli, Samy und Maximilian Teicher**, das Stipendium von **Dr. h.c. Wolfgang Beck** und eines, das der Freundeskreis selbst finanziert. Die Ausschreibungsfrist ist am 15. Februar 2008 abgelaufen.

Ausgezeichnete Proseminararbeiten: Das vom Freundeskreis gestiftete Buchgeschenk für die beste Proseminararbeit erhielten Judith Kimmerle (für die beste Arbeit des Wintersemesters 2006/2007) und Goran Ekmescic (für das Sommersemester 2007).

Die Autoren

Edgar Feuchtwanger

wurde in seiner Jugend aus Deutschland vertrieben und lebt seither in England, wo er an der Universität Southampton Deutsche und Britische Geschichte unterrichtete. Der Neffe Lion Feuchtwangers hat namhafte Werke über Königin Viktoria, Gladstone, Disraeli und Bismarck verfasst.

Monika Ruth Franz

ist Landeshistorikerin und Archivarin. Sie ist am Bayerischen Hauptstaatsarchiv München als Referentin für Ausstellungswesen und Öffentlichkeitsarbeit tätig.

Rachel Salamander

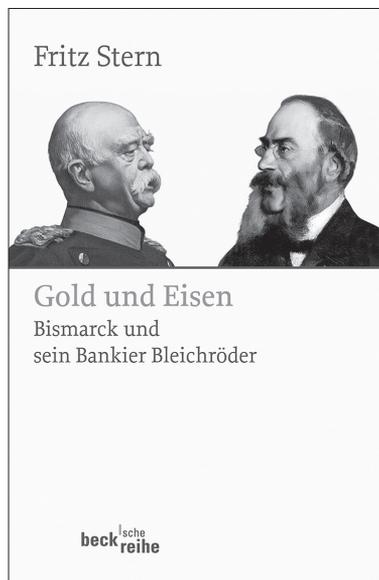
ist promovierte Germanistin und führt seit 1982 die auf Literatur zum Judentum spezialisierte Literaturhandlung in München und Berlin. 1999 erhielt sie den Kulturellen Ehrenpreis der Stadt München. Seit 2001 ist sie Herausgeberin der „Literarischen Welt“.

Christian Ude

wirkt seit 1993 als Oberbürgermeister der Stadt München, seit 2005 als Präsident des Deutschen Städtetages. Er war Redakteur der „Süddeutschen Zeitung“ und Pressesprecher der Münchner SPD.

Hans Jochen Vogel

war von 1960 bis 1972 Münchner Oberbürgermeister, später Bundesminister und Regierender Bürgermeister von Berlin, zwischen 1983 und 1991 Fraktionsvorsitzender der SPD im Bundestag, 1987 bis 1991 auch deren Bundesvorsitzender.



Fritz Stern, Fünf Deutschland und ein Leben. Erinnerungen. Aus dem Amerikanischen v. Friedrich Griese. 672 S., 27 Abb. Geb. EUR 29,90

Fritz Stern, Gold und Eisen. Bismarck und sein Bankier Bleichröder. Aus dem Englischen von Otto Weith. 377 S., 38 Abb. Pb. (bsr 1849) EUR 19,95

„Das faszinierende Zeugnis eines großen Historikers, lehrreich, klug, berührend.“

Norbert Frei, Die Zeit

„Ein herausragendes Leben im 20. Jahrhundert, gespiegelt in einer ebenso herausragenden Autobiografie.“

Paul Nolte, Literaturen

Gold und Eisen, die meisterhafte Doppelbiographie Bismarcks und seines jüdischen Bankiers Gerson von Bleichröder, ist das Hauptwerk von Fritz Stern.

„... ein Triumph vorurteilsfreier echter Geschichtsschreibung.“

Golo Mann, Neue Zürcher Zeitung

C.H.BECK
www.beck.de



Die Bände haben einen Umfang von rund 128 Seiten und sind teilweise
bebildert und mit Karten versehen. Sie kosten jeweils EUR 7.90



C.H.BECK
www.chbeck.de

